44.
989

50

44
1089

<36601659220014

<36601659220014

Bayer. Staatsbibliothek

Italien.

Ansichten und Streiflichter

von

Victor Hehn.

Bayerische Staatsbibliothek München

St. Petersburg, 1867.

Verlag der K. Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff.

(Karl Röttger.)

256/47/477

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Italien.

Ansichten und Streiflichter

von Victor Hehn.

I. Contrast.

Wenn der Nordeuropäer, der Barbar im antiken Sinne des Wortes, einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt — der Kreis der Uferländer des mittelländischen Meeres, zu denen nicht bloß die Campagna von Rom und die Insel des Aetna, nicht bloß die Vorgebirge Griechenlands und die aus dem blauen Meer in Nähe und Ferne auftauchenden Cykladen, sondern auch das dürre felsige Palästina, die Sinaihalbinsel und die arabischen und libyschen Wüsten gehören. Wer sich das ganze Gefühl, die Ueberraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen

den beiden genannten Städten — la riviera di ponente, die jetzt zum Theil französisch ist. Welch ein Contrast! In der Schweiz — da herrschen Wasser und Wiese, die Thäler sind mit hellem, saftigem Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig brausen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen. In der Schweiz trifft der Wanderer überall liebliche, umschlossene Landschaftsscenen, voll idyllischen Friedens, und ruft wohl aus: diesen Fleck Erde möcht' ich zur Heimath erwählen, hier meine Hütte bauen, hier meine Tage beschließen! Er bedenkt nicht, daß alles Idyllische sich schnell erschöpft und geistlos wird, daß in diesen hohen Gegenden bald de Winter kommt, der das Thal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eisnadeln verwandelt. Dann, in den dunkeln, kalten Monaten, lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten geistlichen Sprüchen verzierten, braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast, nicht mit sich fortführe. Die Schweiz ist das Land sauberer, ordentlicher,

wohl berechneter Hauswirthschaft, die Heimath knochiger, realistisch denkender Menschen, die schon frühe den romantischen Adel und mit ihm manchen idealen Zug und alle Phantasiegebilde unter sich ausgerottet und sich bürgerlich-republikanisch, nach Gemeinden und Cantonen, eingerichtet haben. Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgethürmt, hoch oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren obern Kanten laufen die traurigen Halden, lange Streifen grauen Steingerölles, ins Thal; Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen! — Von diesem weißen und grünen Winterlande sieht man sich Tags drauf, dort wo sich der Abhang der Seealpen zum mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist, versetzt und fühlt jenseits der See die Gegenwart der lechzenden, farbenglühenden Wüste. Hier herrscht das Himmelsgestirn schon gewaltig, nach dem sich Göthe sehnte und dem zu Ehren er jenen Bettelknaben mit in seinen Wagen nahm. Hier ist das wandelbare Wetter, dessen Launen wir Nordländer

fürchten, schon in das Gesetz der Jahreszeiten gefaßt: der Sommer ist heiß und trocken, mit dem ersten Gewitter im Herbst beginnen erquickende Regenschauer; nicht in den Sommer, wie bei uns, sondern in den Herbst und Frühling, ja in den Winter fällt das Leben der Vegetation; breite Flußbetten, dicht voll Kies- und Kalkgeröll, ohne einen Tropfen Wasser, ziehen quer aus den Bergen dem Meere zu; den Weg säumen riesige Agaven mit halbabgebrochenen blauen Blättern und baumartigen Blüthenspindeln; Stachelkraut aller Art, vom Staube unkenntlich, hängt an der Mauer und bricht aus den Ritzen heißer Felswände. Führt die weiße, blendende Chaussée im Auf- und Absteigen auf einen höhern Punkt, dann zeichnet sich tief unten im Lichtglanz eine gezackte Landzunge, eine schwimmende runde Insel, ein vorspringendes Vorgebirge; es kommt ein kaum merklicher Erquickungshauch vom Meere aufwärts und Gruppen von pinus maritima, ganz leise rauschend, spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch. Den Charakter des Sommers, des Naturlebens als einer unempfundenen, milden, harmonischen Nothwendigkeit, trägt auch Sitte, Körperbildung und Wohnung der Menschen. Die Bevölkerung führt ein Gärtnerleben, pflanzt, gräbt und schneitelt, mauert Terrassen an felsigen Abhängen hin und bewegt in der Abenddämmerung den Brunnenschwengel auf und ab, um die Kanäle zwischen den Beeten und um die Stämme der Fruchtbäume herum mit Wasser zu füllen. Wie Vogel-

nester drängen sich die runden Ortschaften zusammen, bald unten in der Marina im Grunde halbkreisförmiger Golfe, bald hoch oben auf den Gipfeln der Vorberge; drinnen die Häuser mit zerbröckelnden Steintreppen, offenen Fensterhöhlen, feuchten Mauern und dunkeln Räumen; auf den Gassen aber, an den Hecken, längs den Wegen geht das Menschenleben vor sich, jedem Blick offen, in mannichfachen Verrichtungen, in wechselnden Scenen, bald naiv rührend, bald lächerlich, wohl auch anstößig durch Natürlichkeit; Männer in spitzen Hüten, ernst und braun, mitunter launig und ausgelassen, immer aber maßvoll; reizende halb oder ganz nackte Buben, mit verwildertem Haar, ähnlich den Engelknaben auf Rafaels Madonna von Foligno; Frauen schreitend mit dem Korbe auf dem Haupte, voll Würde und Haltung, mit Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht. Es sind Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, eben so fleißig als sorglos. Von ihrer Hand sind alle die Oelgärten gepflanzt und unterhalten, die diese ganze Küste wie ein endloses, graues, schwellendes Meer bedecken, und der Oelbaum fordert viel Arbeit — Auflockerung des Bodens, Reinigung, Beschneidung, Vorsicht bei Lese der Früchte u. s. w. Aber nicht bloß Gärtner sind die Bewohner dieser in lauter Buchten und Vorgebirgen fortlaufenden Küste, sondern auch Fischer und Schiffer; sie flicken und trocknen ihre Netze, sie zimmern an den Balken halbfertiger Böte auf dem

kiesigen Ufersande. Von hier aus gingen im Mittelalter neue Argonautenfahrten an den Bosporus und in den Pontus Euxinus; in einem dieser Borgo's ward Columbus geboren; dieselbe prophetische Unschuld des Glaubens, die den Entdecker der neuen Welt beseelte, hat in unsern Tagen auch seinen Landsmann Garibaldi getrieben, mit zwei Schiffen und einem Häuflein Freiwilliger ein Königreich zu erobern und einen auf Pflege der Militärmacht gegründeten Thron zu stürzen. Sie sind listige Rechner und Händler, diese Abkömmlinge der alten Ligurier, aber auch ahnungsvoll und schwärmerisch. Daß ihre Riviera so volkreich ist, daß an ihr die Ortschaften so ununterbrochen sich folgen, während allen übrigen Strandgegenden des Mittelmeeres die Furcht vor den Seeräubern die öde, verlassene Physiognomie gab, das hat die Stadt bewirkt, die im Mittelalter sich zu ihrem Haupt emporschwang und sie mit ihren mächtigen Flotten deckte — Genova la superba, der Edelstein an diesem weiten, kostbaren, von Spezzia bis Nizza gebogenen Küstenreif.

II. Niederlande.

Versetzen wir uns von der braunen, Aloe und Palmen tragenden ligurischen Felsenküste in den entgegengesetzten östlichen Winkel Italiens, in das Mündungsgebiet der Alpenströme, da empfängt uns tiefes Gelände, feuchter Dunst, ein Labyrinth von Kanälen und Flußarmen, ein unbeschränkter Horizont, die Region der Fieber, Moskitos und Frösche. Land und Meer mengen sich; Lagunen, Sandbänke, Lachen, Sümpfe, undurchdringliche Rohrdickichte, eingedämmte Wiesen, überschwemmte Reißfelder dehnen sich meilenweit. Der Boden, erst im Laufe der Jahrhunderte entstanden, anwachsend fast vor unsern Augen, ist von Menschenhand in allen Richtungen durchschnitten und umgestaltet, seine Wasser getheilt, zur Seite gebeugt, in neue Bahnen gedrängt, seine auftauchenden Höhenpunkte alsbald von der Kultur besetzt und durch aufgeworfene Wälle verwahrt. Dies sind die Niederlande Italiens, hier ist die Heimath der Wasserbaukunst, klassischer Boden für

Arbeit mit Grabscheit und Richtwage seit uralter Zeit, ja vor aller deutlichen Geschichte.

Wenn in den Herbstmonaten beim Herannahen des Winters „unendlicher Regen herabstürzt,“ wenn bei Beginn des Sommers, im Mai und Juni, der Schnee in den Alpen schmilzt, dann schwellen in der weiten Lombardei die Flüsse und drohen der kultivirten Ebene, durch die sie ziehen, den Menschen und ihren Werken, Tod und Zerstörung. Der Po steigt mit jeder Viertelstunde und in demselben Maße die Angst der umwohnenden Bevölkerung. Der düstere Scirocco läßt nicht nach und durchsaust mit wüthenden Schauern die schwarze Nacht. Die einzige Hoffnung ist, daß die den Strom einfassenden Dämme halten werden. Diese Dämme, eines der ungeheuersten Menschenwerke, beginnen schon bei Cremona und begleiten den Strom, hin und wieder von dem natürlichen Uferrande unterstützt, bis an seine Mündung. Sie allein machen einen großen Theil der Lombardei und Venetiens bewohnbar. Sie bestanden, so weit unser Blick ins Alterthum zurückreicht, wenn auch nicht in der jetzigen Höhe und Vollkommenheit. Polybius, der älteste Zeuge, der aus eigener Anschauung über die Po-Ebene berichtet — er lebte im zweiten Jahrhundert vor Chr. — schildert in seinem zweiten Buch das Land als so reich und gesegnet, daß wir wohl annehmen müssen, es sei schon damals vor der Verheerung der Wasser durch künstliche Deiche geschützt gewesen. Gegen die Zeit von Christi Geburt

blickt die Gewalt des Stromes und die vor ihm gehütete üppige Bodenkultur deutlich aus den Versen des Virgil, Georg. 4, 372:

Eridanus: quo non alius per pinguia culta
In mare purpureum violentior effluit amnis.

Auch eine Hochfluth und ihre Verwüstungen hatte derselbe in jener Gegend geborene Dichter gesehen, Georg. 1, 481:

Proluit insano contorquens vertice silvas
Fluviorum rex Eridanus, camposque per omnis
Cum stabulis armenta tulit.

Ganz mit den heutigen Farben endlich schildert Lucanus (unter Nero) einen Durchbruch des Po durch seine Dämme, 6, 272:

Sic pleno Padus ore tumens super aggere tutas
Excurrit ripas et totos concutit agros.
Succubuit si qua tellus cumulumque furentem
Undarum non passa ruit, tum flumine toto
Transit et ignotos aperit sibi gurgite campos.
Illos terra fugit dominos, his rura colonis
Accedunt, donante Pado.

Ganz so richtet sich noch jetzt der Andrang des Hochwassers (cumulus furens undarum), verhängnißvoll arbeitend, trichterförmig wühlend, gegen den Fuß der Dämme: die Allarmkanone erdröhnt, die Glocken läuten, reitende Wächter fliegen hin und her, die ganze männliche Bevölkerung im Umkreis der bedrohten Stelle

ist auf den Beinen, Faschinen und Säcke mit Sand werden unablässig in die unterminirte Tiefe versenkt und mit Steinen und allem, was zur Hand ist, beschwert. Entweder rettet dann, wenn Sturm und Regen bei Zeiten nachlassen, die Menschenhand die gartenähnlich angebauten, mit Dörfern und Wohnstätten übersäten Fluren — oder der Strom ist übermächtig, er sprengt die Fessel, die ihn bändigt, reißt den geöffneten Spalt augenansehnlich weiter und weiter und bedeckt verheerend viele Quadratmeilen mit seinen trüben wirbelnden Wogen, Bäume und Leichen umherspülend. In Anbetracht solcher drohenden Noth bewacht ein eigenes Polizeipersonal den „König der Ströme" unausgesetzt, nach den Bestimmungen einer strengen Deichordnung. Was vom Regen abgespült worden, wird sorgfältig wieder aufgetragen; kein Baum darf an den Wällen angepflanzt werden, kein Thier dort weiden; jedem Riß, ja dem Maulwurf und seinen Gängen wird mißtrauisch nachgespürt. Daß der Strom über seine Dämme trete, ist jetzt nicht mehr möglich: die Höhe derselben übertrifft überall den höchsten jemals beobachteten Wasserstand. Da der Po im obern Laufe das von den Bergen mitgebrachte Geschiebe, im mittlern und untern wenigstens Sand und Schlamm fortwährend absetzt, so liegt das Flußbett höher als das umgebende Land — bei Ferrara so hoch als die Dächer der Stadt — und der Strom ist wie eine ungeheure mit Wasser gefüllte Rinne quer über die Ebene gelegt.

Und wie der Po, so auch seine Nebenflüsse, und wie diese, so auch die Etsch und all die kleinern wilden Wasser, die von den Tyroler Alpen und durch Friaul den venetianischen Lagunen und dem adriatischen Meere zuströmen. Auch sie sind mit Deichen eingefaßt und werden von den Umwohnern ängstlich bewacht. Der Bau und die Unterhaltung der Dämme vermehrt dort die Lasten, die den Ackerbauer drücken und die er nur durch unermüdlichen Fleiß zu tragen im Stande ist. Freilich gewährt die durchgängige Erhöhung der Flußbetten auch wieder den Vortheil, Kanäle ohne Schwierigkeit und in jeder Richtung von ihnen abzuleiten.

Je weiter nach Venedig zu, in die eigentlichen Niederlande, desto augenscheinlicher ist das Land weit und breit eine Schöpfung der Flüsse im Verein mit der Menschenarbeit und der Gegenwirkung des Meeres. Die successive Ablagerung läßt sich noch verfolgen, wenn auch nicht Schritt vor Schritt, so doch im Allgemeinen: wo einst Sümpfe waren, sind jetzt Gärten, Felder, Villen; wo sonst Wasserspiegel sich ausdehnten, wechseln jetzt üppige Wiesen mit unnahbarem Schilf und Moor; Salz- und Wasserpflanzen bemächtigen sich immer mehr der Strandseen; niedrige sandbedeckte Inselrücken werden abwechselnd vom Meere überfluthet und wieder bloßgelegt. Der Po, überfüllt und übersättigt, ganz ohne Gefälle, nur durch den Druck der obern Wasser noch fortgestoßen, baut aus den erdigen Bestandtheilen, die er mitbringt, ein immer weiteres Vorland ins Meer

hinaus, mühsam durch diese Barre sich den Weg bahnend; dann bei einem Hochwasser erinnert er sich, daß er das Meer in größerer Nähe zur Seite hat, er durchbricht seinen Rand, eilt auf kürzerem Wege zur See und jener erste Lauf wird ein seichterer, ärmerer Nebenarm oder erstirbt auch ganz (fiume morto), wenn im Laufe der Zeit andere Gabelungen erfolgen oder durch Durchbruch vielleicht das ganze System eine neue Gestalt annimmt. Im Allgemeinen ging in der Urzeit die Richtung der Powasser mehr nach Südosten, dem Apennin parallel, und ward allmählig immer mehr nach Norden gedrängt. Polybius fand den Po vom Punkte Trigaboli an, beim heutigen Ferrara, in zwei Arme, Padoa und Holana (sonst auch Olana, Volana), gespalten, von denen der erstere, südliche, einst die Flotten der mächtigen Stadt Spina getragen hatte, der letztere, nördliche — ein späterer Durchbruch, wie wir glauben — schon der größere war und die eigentliche Handels- und Seestraße bildete. Einen Hauptweg noch mehr nach Norden öffnete im Mittelalter der ungeheure Durchbruch vom Jahre 1152, während die Etsch in wiederholter Sprengung ihrer Dämme sich dem Po immer mehr näherte. Der Mensch aber half nach oder hinderte, je nach seinen Zwecken; er überlistete oder zähmte das furchtbare, gefahrvoll-heilsame Element, durchgrub und durchwühlte den schlammigen Boden nach allen Seiten und fügte zu den Veränderungen durch rotte (Durchbrüche) seine eigenen, wohlberechneten

durch taglj (Durchschnitte). Oft aber zeigten die Folgen, daß er sich geirrt, daß ein neuer Arm, den er geöffnet, eine neue Richtung, die er den Wassern gegeben, eine Vereinigung oder Trennung derselben, die er unternommen, verderblich statt heilsam wirkte, z. B. den Sand aufhäufte, wo die Schifffahrt frei bleiben sollte: dann schloß er künstlich die von ihm selbst geschaffene Oeffnung wieder, gab dem Flusse seinen alten Weg oder einen dritten neuen, um vielleicht nach Jahren, wenn die Umstände oder die Ansichten sich geändert, wieder zu jener verlassenen Wasserstraße zurückzukehren. Zwischen all diesen Flußarmen aber laufen in allen Richtungen, grade und mäandrisch gekrümmt, zahllose Kanäle und kleinere und größere Wasserfäden in einem verworrenen Netz, von beladenen Schiffen und leichten Böten befahren, die aus der Ferne gesehen oft wie über die grüne Wiese dahinzugleiten scheinen*). Die Werke der Wasserbaukunst in diesen Gegenden sind in der That von einem Umfang, daß man erstaunt, wenn man sie überschlägt, und daß es schon den Alten, die noch kein Holland kannten, geläufig war, Venetien mit Aegypten zu vergleichen. Die ἐμπειρία, sagt Strabo (5, 5, p. 212) mit Bezug auf Venetien, wird Herr auch über die größten Schwierigkeiten. Die Veneter, die alten wie die neuen, kann man sich ohne Schaufel

*) Cassiodor, Var. 12, 24, von den Schiffen der Veneter: putantur eminus quasi per prata ferri, cum eorum contingit alveum non videri.

und Ruder in der Hand gar nicht denken. Charakteristisch ist es, daß wenn einmal das Wasser verheerend durchbricht, sie sich immer gegenseitig im Verdacht haben, das Ereigniß künstlich veranlaßt zu haben. Als in dem erwähnten Schreckensjahre 1152 der Po sich sein neues Bette quer durchs Land gegraben hatte, da ging die Sage, das Unglück sei durch neidische Menschen bewirkt worden, und noch jetzt darf bei gefahrvollen Hochwassern kein Kahn vom jenseitigen Ufer landen und wird beim Versuch mit Schüssen empfangen, in der Furcht, die Schiffer möchten heimlich eine künstliche Oeffnung bewirken wollen, um durch den Abfluß die Gefahr der Ueberschwemmung von der von ihnen bewohnten Seite abzuwenden.

Venedig selbst, die glanzvolle Lagunenstadt, taucht bekanntlich erst nach dem Untergang des römischen Reiches allmählig empor und die Alten wissen noch nichts von einer Stadt in dieser Lage — aber sie ist nur die Erbin, die gleichgeartete Tochter ihrer Vorgängerinnen, eine Schöpfung desselben Menschensinnes auf demselben Kampfgebiet zwischen Meer und Land. Zu einer Zeit, wo die reichen Fruchtgelände des östlichen Venetiens wohl noch von mehr oder minder seichten Wassern bedeckt waren, mögen sich am Rande derselben die Pfahldörfer, auf einzelnen erhöhten Inseln die Ansiedelungen der Veneter erhoben haben, eines sehr alten (Polybius: πάνυ παλαιόν), schon von Herodot als illyrisch bezeichneten Volkes, dessen Stammverwandte sich längs

der ganzen adriatischen Küste Italiens bis gegen die Südostspitze, wo sie als Messapier und Japygen auftraten, verbreitet hatten. An dieser offenen Stelle Italiens, durch Friaul und Venetien, im Umwege um die Sümpfe, werden denn auch die eigentlich italischen Völker, der umbrisch-sabinisch-oskisch-latinische Stamm, an den Venetern vorbei und über sie hinweg in die Halbinsel eingedrungen und weiter das Gebirge und die entgegengesetzten westlichen Küsten erreicht haben. Seitdem schränkten die Umbrer das venetische Gebiet ein; später erscheint ein anderes, fremdartiges Volk, die Etrusker, im Mündungslande des Po bauend und handeltreibend, dem dann die über die Alpen gedrungenen Gallier in der Herrschaft folgen. Zugleich aber taucht griechischer Einfluß, Verkehr zur See mit und durch Griechen und mehr als eine Spur griechischer Kultur und Kunstfertigkeit auf. Ob die Ansiedelungen oder die Besuche griechischer Seefahrer in diesen Gegenden, durch den Schleier mythischer Phantasiegebilde noch halb kenntlich für uns, der Ankunft der Griechen an den Südwestküsten Italiens gleichzeitig waren, ob Diomedes, die Personification griechischer Gründungen am Adriameer, oder die Odysseussage am tyrrhenischen Meer älter ist — bleibt uns verborgen. Wie die Felseninseln, die abgesonderten Vorgebirge dort, so lockten hier die Mündungen der Ströme, als sichere Häfen, und einzelne hohe Uferpunkte zur Anfahrt und zur Anknüpfung mit den Eingeborenen. Eine

Reihe von Städten in dieser innersten Bucht, darunter die einen frühe blühend und mächtig, alle aber am und im Wasser liegend, bestanden hier so weit uns zurückzublicken gestattet ist: Ravenna, im seltsamen Wechsel- und Widerspiel zu Rom — gegründet, da von Rom noch nicht die Rede sein konnte, dann sinkend in dem Maße, wie Rom sich erhob; dann, während Rom darniederliegt, die glänzende, mit Palästen und Kirchen geschmückte, vielumstrittene Hauptstadt Italiens; dann, da das päpstliche Rom zur zweiten Weltherrschaft sich erhebt, wiederum ins Nichts zurückfallend; Schule der Gladiatoren, durch Augustus Station der römischen Flotte und mit einem tiefen Kanal, der fossa Augusta, versehen; zu Strabo's Zeit von der Fluth des Meeres bespült, ganz aus Holz erbaut (das Material mag von Istrien oder den Po hinab gekommen sein), nur aus Stegen, Brücken, Ueberfahrten bestehend, also zugleich Vorbild Venedigs, eine Gondelstadt, und in Anknüpfung an die urälteste Zeit ein zur Stadt erhobenes Pfahldorf; als Jordanis schrieb, gegen sechs Jahrhunderte später, bereits durch Gärten und Fruchtbäume auf dem Boden, der einst Hafen gewesen, und durch eine dazwischenliegende Ortschaft, Cäsarea, vom Meere getrennt; zu Procopius Zeit von einer See geschützt, die auf wenigstens dreißig Stadien durch Untiefen unwegsam gemacht war; jetzt beinahe zwei geographische Meilen ins Land hinein gelegen, voll wunderbarer Baudenkmäler, noch von Sümpfen umgeben, aber durch

einen ungeheuren herrlichen auf altem Meeresgrund gewachsenen Pinienwald, den schon Dante und Boccaccio preisen, ja von dem sich schon bei Jordanis eine Spur findet, vor Malaria bewahrt; — Spina, nördlich von Ravenna, einst hochberühmt und blühend durch Seehandel; zu der Zeit, in der unsere ältesten Gewährsmänner lebten, bereits untergegangen oder zum Dorf geworden, offenbar in Folge veränderter Naturverhältnisse; so eng mit Griechenland verbunden, daß die Stadt für eine griechische Gründung galt und, als das delphische Orakel aufgekommen war, daselbst im Verein mit Cäre eine eigene Schatzkammer hatte; ihre ehemalige Stätte da zu suchen, wo jetzt die Sümpfe von Comacchio sind; — Hatria, gleichfalls mächtige Seestadt, das Meer, welches von ihr das adriatische benannt worden sein soll, durch Handel, wohl auch durch Seeraub beherrschend; zur Zeit der Etrusker von diesen besetzt und belebt, so daß sie als tuskische Stadt ausdrücklich bezeichnet wird; jetzt ein mitten im Lande liegendes, von einem Kanal umflossenes Städtchen zwischen Po und Etsch, dessen Vorzeit in Trümmern und Mauern zehn und mehr Fuß im Boden vergraben liegt; — Patavium, von dem troischen Helden Antenor gegründet, d. h. eine von jeher vorhandene Ortschaft der Veneter, durch Flüsse und Kanäle mit dem Meere verbunden, das sich uranfänglich vielleicht bis an ihre Thore erstreckte; noch lange nachher als Landstadt mächtig und groß, bis der Hunnenkönig Attila sie dem Erdboden

gleich machte; später sich wieder erhebend, vom heiligen Antonius begnadigt, aber ihrer jüngern Schwester Venedig dienstbar; — Altinum, auch einst ein Seehafen, zu Martials Zeit mit prächtigen Villen geschmückt, wie jetzt die Kanäle der terra ferma von Venedig; an einem Meeresufer so lieblich, daß der genannte Dichter dort sein Leben zu beschließen wünschte, wie Horaz zu Tibur, 4, 25:

Aemula Bajanis Altini litora villis —
Vos eritis nostrae requies portusque senectae,
Si juris fuerint otia nostra sui; —

endlich Aquileja, in einer wunder- und mythenreichen Gegend, von den Römern neu angelegt und benannt, der Stapelplatz für Waaren und Kulturverkehr aller Art in das innere Europa, zu illyrischen und celtischen, später auch germanischen Völkern. Im dritten Jahrhundert nach Chr. lief die nächste Verbindungsstraße von Aquileja nach Ravenna noch immer über Altinum durch die sogen. septem maria, d. h. durch die Kanäle und Seen im Mündungslande der Etsch und des Po: diesen Weg wählten im Jahre 238 n. Chr. die Boten mit dem Haupt des bei Aquileja ermordeten Kaisers Maximinus und denselben Weg schlug in umgekehrter Richtung gleich darauf der neue Kaiser Maximus ein (Herodian 8, 6. 7). Die Fahrt über das Meer war nicht bloß durch Stürme unsicher, sondern auch die Landung nirgends mehr bequem. Als nun die Um-

wandlung des Bodens immer größere Fortschritte machte, wohl auch in der Noth der Zeiten die Strombauten nicht mehr unterhalten wurden, die Einfälle der Hunnen, später der Gothen und der Langobarden Vernichtung brachten und drohten, da waren für die Flüchtigen unterdeß neue Inseln und Sandbänke im Meere aufgestiegen, auf die sie ihre Wasserbaukunst, ihre Erdarbeiten, ihre Ruder- und Segelgewohnheiten übertrugen, und es entstand mitten in unerreichbaren Lagunen aus unscheinbaren Anfängen ein zweites Altinum und Aquileja, ein drittes Hatria und Spina — Venedig, die dominante der Adria, die schon gegen den Frankenkönig Pipin mit Glück ihre Unabhängigkeit behauptete.

Auch Venedig hat in großartigem Maß die Arbeit fortgesetzt, durch die der Mensch dieses Küstengebiet umgestaltete. Den Einbrüchen des Meeres wurde durch Dammbauten gewehrt und der Fluth nur bestimmte Thore gelassen; die Flüsse, die den Sand aufhäufen, wurden durch Seitenwege abgewendet. Die Inselstadt lief beständig Gefahr, des Fahrwassers sich beraubt zu sehen und dadurch in dieselbe Nichtigkeit zurückzusinken, wie ihre Schwestern im Alterthum. Daher die Bauten an Po und Etsch, an Brenta und Piave, für die von der Republik ungeheure Summen verwendet und die Wunder der Technik aufgeboten wurden, während immer neue Kanäle das Herz des innern Landes der Schifffahrt öffneten. Aber der Welthandel hat seitdem andere Wege eingeschlagen, die Dogenrepublik ist gefallen;

Triest vermittelt, wie einst Aquileja, den Verkehr mit dem Donaugebiet; nicht mehr auf schwimmendem Fahrzeug, sondern im Fluge auf der Eisenbahn über die ungeheure Lagunenbrücke zieht der Fremde in die Markusstadt ein. Seitdem dringen nur Wenige in das Innere der merkwürdigen Landschaft, an die Ufer des untern Po und der anmuthigen Etsch, Verg. Aen. 9, 680:

Sive Padi ripis, Athesim seu propter amoenum,

oder befahren auf leisem Boot die trägen Wasserstraßen, wie einst Martial, 3, 67 (Schneid.):

Cessatis, pueri, nihilque nostis,
Vaterno Rasinaque pigriores,
Quorum per vada tarda navigantes
Lentos tingitis ad celeuma remos —

und die alten Ravennaten, Sil. Ital. 8, 600:

Quique gravi remo limosis segniter undis
Lenta paludosae proscindunt stagna Ravennae.

Und doch kann nichts anziehender sein als sich, etwa auf der Entenjagd, von einer der Villen des obern Landes (die vielleicht von Palladio gebaut und auf der man etwa Gast des Besitzers, eines edlen Venetianers, ist) immer tiefer hinabzulassen zu den baumlosen grasbewachsenen Maremmen, von da zu den grundlosen Sümpfen und stehenden am Rande bewachsenen Süßwasserbecken, weiter zu den Salzwasserlagunen und abwechselnd überflutheten Lido's, von wo in unabsehbarer Ebene von fern die Kuppeln Venedigs sichtbar werden

— wunderbar aus den weiten Gewässern aufsteigend, von den langen Strahlen der Abendsonne vergoldet. Dort liegt sie, die Stadt der flüchtigen Freude auf dunklem despotischem Grunde, die über den finstern Löchern der Inquisition eine immerwährende Hochzeit zu Kana feierte; in der die Liebe ewig ihr süßes Intriguenspiel spann und Morgen- und Abendland, Schelde und Nil unter dem Schutz des Markuslöwen sich begegneten; herrschend durch bemannte Galeeren und schlaue Gesandte, durchtönt von Musik, mit Blumen geschmückt, durch farbige Bilder von der Hand der Meister verherrlicht, von geheimnißvollen Gondeln durchschnitten — jetzt still, elegisch, verlassen, mit unterdrücktem Ingrimm träumend von dem Tage der ersehnten Befreiung. Ihr Leben stockt, wie die Strömung versandeter Kanäle, ihre phantasievolle Architektur verfällt und die Banken, ihre große Erfindung, die das Zeitalter Neu-Europas einführen halfen, schaffen und mehren auf andern Märkten der Welt den Reichthum und damit Macht und Bildung.

III. Felsboden.

Je weiter von der venetischen Wasserlandschaft in den Süden der Halbinsel, in das sonnennahe gebirgige Kalabrien, auf die halbafrikanische Insel Sicilien — desto dürrer wird der Boden im Glutstrahle des Mittags, desto starrer, medusenhafter blicken uns die Züge der heißen Felsenwüste an. Kein Gedanke erweckt in diesen Gegenden, in Italien und Hellas, wie im Morgenlande, bei den Alten, wie noch heut zu Tage, größeres Entzücken, als der an einen kühlen Bronnen, der aus der Felsenhöhle, dem Hause der Nymphen, eiskalt hervorströmt, von Platanen und Steineichen beschattet. Wie der Araber mit frommer Hand die Quelle am Wege mit Platten einfaßt und mit Bäumen umpflanzt — denn den bösen Geistern gehört die Wüste, den Brunnen aber hat ein guter Genius geschaffen — so heißt auch griechischen und römischen Dichtern Quelle und Wasser heilig*) und so giebt

*) Z. B. Theokr. 7, 136: ἱερὸν ὕδωρ, oder Vergil. Ecl. 1, 53: fontis sacros, oder Hor. Od. 1, 1, 22: aquae lene caput sacrae.

schon der alte Hesiodus (Op. et d. 582 ff.) den kundigen Rath, im Hochsommer, wenn die Cicaden von den Bäumen herab singen und der Sirius die Glieder dörrt, am Rande einer unablässigen, lautern Quelle im Schatten der Bergwand zu ruhen, das Angesicht gegen den Zephyr gewandt. Bewässerung ist in diesen Gegenden die charakteristische Form des Acker- und Gartenbaus, und Wasserstrahlen zu schaffen, die er um seine Beete leiten könne, die erste Sorge des Kolonen. Der Nebenbuhler, rivalis, ist hier der Nachbar, der an meinem Bache, rivus, Theil nimmt oder ihn mir abzuschneiden versucht ist. Der Boden des Gartens ist von verzweigten Rinnen leise strömenden Wassers durchschnitten, Ovid. Fast. 2, 703:

Hortus odoratis suberat cultissimus herbis,
Sectus humum rivo lene fluentis aquae.

Schon in der Ilias (21, 257 ff.) ist ausführlich beschrieben, wie „der grabende Mann aus der dunkelfarbigen Quelle durch die Pflanzungen und Gärten den Strom Wassers leitet, in den Händen die Hacke haltend, aus der Furche den Schutt entfernend; das Wasser murmelt über die bewegten Steinchen fort und läuft auch wohl dem Leiter voraus," und in der Odyssee (7, 129 ff.) finden wir um den Palast des Alcinous zwei Quellen, von denen die eine zum Hause geleitet, die andere durch den ganzen Garten vertheilt war. Nicht anders dachte sich Göthe, in Sicilien reisend, die paradiesische Insel der Phäaken:

Dort wirst du in dem schönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun.
Es rieselt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gärtner tränket sie
Nach seinem Willen.

Der Bauer in Italien, wie in Spanien und Griechenland, übt noch jetzt die Kunst, den Acker mit dem Spaten zu einer vollkommenen, etwas geneigten Ebene zu nivelliren: von dem Brunnen, den ein Esel umgeht, laufen die flachen Kanäle und umziehen die Beete, oder das Land ist in kleine Vierecke getheilt, die durch Dämmung eins nach dem andern überrieselt werden. Wo aber keine „immerfließende“ Quelle in der Nähe ist und der Löwe, „das wüthende Gestirn“, die Bäche bis zum letzten Tropfen aufzehrt, da versteht es auch in Italien der Mensch, das Wasser des Winters in der Erde zu sammeln und Cisternen anzulegen, wie im Morgenlande. Aus alter Zeit sind auch wohl Wasserleitungen auf hohen gemauerten mit Ephen malerisch bekleideten Bogen noch übrig, die immer noch dienen, wenn auch an vielen Stellen die Feuchtigkeit durchsickert: denn wie die Cisternen mehr semitisch, so sind die Aquäducte italisch und römisch. Es rettet auch der Thau in kühlen Nächten, der oft so reichlich fällt, daß er die Kleider des im Freien schlafenden Wanderers durch und durch durchnäßt, die Vegetation vor dem Verschmachten — jetzt wie im Alterthum. So viel die grasende Heerde am langen Tage ab-

rupft, so viel bringt in der kurzen Nacht der kühle Thau wieder hervor, Verg. Georg. 2, 201:

Et quantum longis carpent armenta diebus,
Exigua tantum gelidum ros nocte reponet.

Die berühmte Ebene von Reate im Sabinerlande war nur deßhalb so fruchtbar, weil sie so reich mit Thau gesegnet war, und führte eben daher ihren Namen Rosea, rosulanus ager, bei Vergil rosea rura Velini — das Thaugefilde des Velinus. Bei der mystischen Vermählung des Himmels und der Erde, die bei Homer als Fabel von dem Beilager des Zeus und der Hera erscheint, träufelt frischer Thau auf die Blumen herab und lockt den schwellenden Rasen hervor, Il. 14, 347:

„Ihnen gebar frisch grünenden Rasen die heilige Erde,
Lotus, besprengt mit Thau, auch Krokus und auch Hyakinthus,
Dicht zur weichlichen Streu, die vom Boden sie schwellend emporhob.
So des Lagers genossen sie dort, umhüllt von der schönen
Goldenen Wolk' und es rieselten nieder die Tropfen des Thaues."

Freude erquickt das Herz, wie der Thau das reifende Korn, Il. 23, 597:

Aber die Seele
Ward ihm erquickt, wie erquickend der Thau sich ergießt um die Aehren
Wachsender Saat, zur Zeit wo stachlicht starren die Felder.

Und auch Ithaka, ein felsiges Eiland, war mit Regen und (wo dieser ausblieb) mit Thau gesegnet, Od. 5, 245:

Immer gewährt ist Regen und reichlicher Thau ihr.

Der Regen aber, wenn er kommt, ist in diesem Himmelsstrich gewaltig, stürzt mit plötzlichen Fluthen hernieder, füllt auf einige Stunden die Hohlwege und Schluchten — cava flumina —, zerreißt die Bergpfade und schwemmt die aufgetragene Erde fort. Eine Wolke erscheint als dunkler Fleck am Horizont, wächst reißend schnell und kaum hat der Hirte Zeit, seine Heerde in der Felskluft vor dem Ungewitter zu bergen (Hom. Il. 4, 275). Der Himmel scheint auf Augenblicke in Flammen zu stehen, betäubend rollt der Donner, es wanken dann die Berge selbst. Bei Homer (Il. 20, 56 ff.) erschrickt in solchem Moment sogar der Fürst der Unterwelt Aïdoneus — er springt vom Thron und schreit laut auf, in der Furcht, die Erde werde aufgerissen und ihre Tiefe, o Gräuel! sichtbar werden. (Was hat er am Tage der Schlacht von Solferino gesagt, als auf meilenweiter Wahlstatt das Dröhnen des Geschützes und der heiße Kampf von Hunderttausenden von einem Himmelsgewitter mit Donnerschlägen und Staubwirbeln übertönt und zum Stehen gebracht wurde?) Doch ist die Naturerscheinung vorübergehend, bald leuchtet der blaue Himmel durchsichtiger als zuvor, die reingewaschenen Felsplatten glühen ihm

entgegen und das trockene, zackige, hin und wieder durch Steinblöcke gesperrte Bette des Wildbaches*) dient wie bisher dem Maulthier des Reisenden zum Wege.

Wie Bewässerung, so ist auch Terrassenbau eine südliche Form der Bodenkultur. An den heißen Felsabhängen werden mit eisernem Spaten breite horizontale Stufen reihenweise über einander dem Gesteine abgesprengt, in Körben mit Erde betragen und mit Rebstöcken und Oliven bepflanzt. Wo der Boden nicht reiner harter Fels ist — und das ist der gewöhnliche Fall — muß Ausmauerung der Terrasse zu Hülfe kommen. Eine mühsame, beschwerliche Arbeit, die aber der arme Pächter unternimmt und bei der ihn nur sein Esel, der genügsame graue Freund, nicht verläßt. Es sind schwebende Gärten, oft mit schwierigem Zugang; regelmäßig stürzt von Zeit zu Zeit ein Stück herab und muß neu untermauert werden; Sturzregen verwüsten oft das Werk langen Fleißes in wenig Augenblicken. Wie primitiv aber auch sonst die Bodenarbeit oft sein mag — Bewässerung und Terrassirung übt und versteht am Mittelmeer der Bauer überall mit Meisterschaft, durch uralte Tradition. — Verwandt damit sind die Silo's und die gemauerten Nekropolen, zwei Sittenzüge, die gleichfalls an das Morgenland erinnern. Die Silo's sind unterirdische aus-

---

*) Adverrensque natantia saxa Charadrus, Stat. Theb. 4, 712.

gemauerte Höhlen zur Aufbewahrung des Getreides, mit engem brunnenartigen Eingang, so daß der Feind und Räuber oder auch der vorüberreitende Fremdling von außen nichts gewahr wird. Dort ist der Weizen vor Fäulniß und Mäusen sicher und der Kornwurm, wenn er mit hineingebracht worden, stirbt ab. Die Länder des Orients zeigen überall noch Spuren solcher Gewölbgrotten und in Felsen eingehauener Kornmagazine aus uralter Zeit. Hirtius, de bello Afric. 65, berichtet: est in Africa consuetudo incolarum, ut in agris et in omnibus fere villis sub terra specus condendi frumenti gratia clam habeant. Im heutigen Palästina, Syrien u. s. w. dienen oft die Ruinen des griechischen und römischen Alterthums, versunkene Tempelgewölbe mit Säulen am Eingang, zu solchen unterirdischen Granarien. In Italien erwähnt zuerst Varro in seiner Schrift über die Landwirthschaft (1, 57, 2) der Siro's, wie sie damals noch hießen, ehe das R im Volksmunde in L überging. Doch spricht er von ihnen mehr wie von einer ausländischen Einrichtung, die in Kappadocien, Thracien und in einigen Landschaften Spaniens gebräuchlich sei. Aehnlich drücken sich Columella (1, 6, 15) und Plinius (18, 30, 73) aus. Heut zu Tage beginnen die Silo's schon in Toskana und sind auf den Inseln Sicilien und Malta ganz gewöhnlich. — Wie das Korn wird auch das Oel in Felsenbehältern, in gemauerten, glasirten, genau geschlossenen Erdcisternen von oft ungeheurer Größe auf-

bewahrt. Unterirdische Oelmagazine der Art finden sich überall in den Handelshäfen und Hauptorten der olivenreichen Gegenden, z. B. in Livorno und in den Thermen des Diocletian in Rom; von allen am berühmtesten aber sind die dunkeln, kühlen, in den lebendigen Kalkfels geteuften Oelbrunnen von Gallipoli in der Terra di Otranto. Von den Athenern und von allen übrigen Griechen meldet ein alter Zeuge (der Scholiast zu Aristoph. Eccl. 154) ausdrücklich, sie hätten in weiten ausgetünchten unterirdischen Gruben von bald viereckiger, bald runder Form — *λάκκοι* genannt — ihren Wein und ihr Oel aufbewahrt, und ähnliche ausgetünchte Weincisternen trafen die Zehntausend in den Dörfern der Karduchen an (Xen. Anab. 4, 2, 22). — Im Zusammenhang mit all dem stehen die Felsengräber, die ausgemauerten, trockenen Grabkammern und Todtenstädte in Kleinasien, Syrien, Afrika, Spanien und dem mittlern und südlichen Italien. Wer kennt nicht die Bergwände in Phrygien mit den säulenverzierten Grabstätten der alten Könige mit Namen Gordius und Midas und die gleichen in Lycien? Oder die Schatzkammern des ältesten Griechenlands, die *θησαυροί*, und die ihnen so ähnlichen Hypogäen der alten Etrusker, die an so vielen Orten Italiens aufgedeckt werden, jene Todtenstädte, die sich unter der Erde oft so wunderbar erhalten haben, indeß oberhalb die festen Städte längst in Staub zerfallen sind. Die künstlichen Grotten und Höhlen an hoher Felswand,

die man hin und wieder in Kalabrien und Sicilien trifft, müssen auch die Wohnungen oder Gräber unbekannter Urvölker gewesen sein. Denn während im Norden der Mensch, um sich vor der Witterung zu bergen und vor Feinden und Thieren zu sichern, Gräben in die weiche Erde grub, deren Oeffnung er mit Mist bedeckte, oder Dörfer auf Pfählen in den Seen und Lagunen anlegte, wohnte er hier in den Gebirgen des Südens in hochgelegenen Felsenkammern mit mühsamem oder leicht zu sperrendem Zugang; später, als er in die Ebene hinabzog, barg er oben wenigstens noch seine Todten; ganz spät, in der christlichen Zeit, steckten bisweilen mönchische Einsiedler in jenen Löchern, fromme Selbstqual übend, die im südlichen Klima und durch Gewohnheit gemildert zuletzt nicht unbequem fiel, und den süßen Weihrauch der Bewunderung und Anbetung einziehend, der von der unten stehenden Menge aufwärts stieg. Noch im heutigen Italien herrscht die Sitte, die Todten in langen Wänden über der Erde einzumauern und den Namen auf eine Tafel für den Vorübergehenden einzuschreiben. Eine besonders schöne Nekropolis dieser Art besitzt z. B. Bologna, und wer auf der Eisenbahn von Norden kommt, versäume nicht sie zu besuchen. Unabsehbare Arkaden umschließen weite viereckige Höfe, in denen einzelne Cypressen ernst und starr emporsteigen. In den Bogengängen reiht sich Nische an Nische, Grabmal folgt auf Grabmal mit prächtigen Skulpturen; auf Marmortafeln sind neben

den Symbolen der Religion des Kreuzes heidnisch latinisirte Titel und Lobsprüche eingegraben. Kommt ein neuer Todte hinzu, so wird eine neue Arkade angebaut, oder, wenn er einem schon bestehenden Grabgeschlecht angehört, die Platte gehoben und er neben den Seinigen bestattet. Es ist ein großartiger immer wachsender Portikusbau mit langen kühlen Spaziergängen auf marmornem Fußboden, zugleich ein Museum und eine Ruhmeshalle, die dem Bürger die edeln Geschlechter und hervorragenden Männer seiner Stadt vor Augen stellt. In der Mauer an der Straße der noch im Leben Wandelnden zu ruhen, ist doch ein schönerer Gedanke, als im faulenden schwarzen Bretterkasten tief in den sumpfigen Erdboden verscharrt zu werden! — Auch für die Lebendigen war es schöner, in den an natürliche Anhöhen gelehnten Theatern des Südens (z. B. in Frascati und Taormina) auf Stufen aus lebendigem Fels gehauen zu sitzen, als in unseren sammetbeschlagenen Logen. Von jenen Sitzreihen beherrschte der Blick Land und Meer im freien Sonnenlicht, er fiel auf die Linien des Gebirges, nicht auf lampenbeschienene vergoldete Schnörkel und falsche Curven — und damit war auch so vieles Falsche in Kunst und Empfindung ausgeschlossen.

IV. Vegetation.

1. Im Allgemeinen.

Mit der steigenden Kraft des Lichtes und der Wärme nimmt jenseits der Apenninen auch die Vegetation eine andere Art und Gestalt an und gebietet über reichere organische Mittel. Was den Wanderer aus Norden zunächst in Erstaunen setzt, ist die mit jedem Schritt nach Süden sich mehrende Zahl immergrüner Gewächse. Die Villen in und um Rom z. B. glänzen um Weihnachten oder zu Neujahr in ihrem frischesten grünen Schmuck: wer sich um die genannte Zeit in einem dieser herrlichen Gärten auf einer sonnigen Bank niedergelassen hat und sich von dunkeln Laubwänden, nicht von kahlen starrenden Baumgerippen umgeben sieht, der möchte im Gedanken an die winterliche Heimath, wie einst Göthe an derselben Stelle, ausrufen:

Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?

Die Adonisklage des Wintersolstitiums und der Jubel der Wiederkehr gilt in Süditalien für eine Menge immer ernster und sich gleicher Pflanzen nicht. Außer den Gewächsen, die einst der Mensch aus andern Zonen hieher versetzt hat, besonders aus den syrisch-aramäischen Wüstengebieten und aus Armenien und Medien, auch aus Griechenland: der Pomeranze und Citrone, der Cypresse und Pinie, dem Lorbeer und der Myrte, dem Granat- und Johannisbrotbaum, der Olive und Pistazie, der aus Amerika stammenden Magnolie, den gleichfalls der neuen Welt angehörenden Agaven und Opuntienkaktus — außer diesen und andern Zier- und Kulturgewächsen, die die Kraft, den Winter grünend zu überdauern, aus ihrer wärmeren Heimath mitgebracht haben, ist auch die wilde einheimische Flora so reich an immergrünen Bäumen und Sträuchern, daß das Jahr sich hier nicht in eine lebendige und völlig todte Zeit, vielmehr nur in eine des glühenden und des gedämpften Lebens theilt und daß grade im Winter die Natur ein wohlthuendes Ansehen milder stiller Heiterkeit trägt. Immergrün sind die dunkeln Laubmassen der Eiche (quercus Ilex), der echten und falschen Korkeiche (quercus Suber und Pseudosuber), die Gruppen und Wälder von pinus Laricio und p. Halepensis, die meisten der zahlreichen Büsche und baumartigen Sträucher auf den Bergflächen und an den Abhängen der Felsgebirge, der liebliche, einst eingeführte, jetzt ganz verwilderte Erdbeerbaum mit dem dunkeln Laube und den rothen

Früchten, der sog. falsche Lorbeer (viburnum Tinus), der Buxbaum, die verkrüppelte Kermeseiche, der stachlichte Mäusedorn (ruscus aculeatus), der südliche Wegdorn (rhamnus Alaternus), der den Bächen folgende hochblühende Oleander und die rosa sempervirens, die südlichen Juniperusarten (j. phoenicea, oxycedrus, macrocarpa), die Zwergpalme, die blaugrünen fleischigen Agaven und Opuntienkaktus u. s. w. Nur wo die Ulmen und Pappeln, die Reben und Kastanien vorherrschen, da raschelt zur Winterszeit dürres Laub am Boden wie im Norden, die Sonnenlichter spielen allzufrei durch die Kronen und Zweige der Bäume, wie im Ulmenhain bei Aricia im Albanergebirge, und der Frühling bringt eine zauberische Verwandlung. Aber auch dort bekleidet wenigstens dunkelgrüner Epheu in dichtem Ueberzuge die Stämme der entlaubten Bäume, zwischen denen man wie in einer Halle grüner Säulen wandelt. Bezeichnend ist der Umstand, daß es Gewächse giebt, die in Norditalien, am Fuß der Alpen ihr Laub abwerfen, im südlichsten Italien aber immergrün sind, z. B. der Terpentinbaum (pistacia terebinthus L.), andere, die in den wärmern Strichen Kleinasiens und Syriens das ganze Jahr ihr Laub behalten, in Italien aber im Winter sich entlauben. — Eine andere Folge des wärmern Klimas ist der größere Reichthum an Arten, der die Pflanzenwelt Italiens im Gegensatz gegen die Länder nördlich der Alpen auszeichnet. Zu den belebenden Wirkungen der

südlichen Breite kommt in dieser Hinsicht noch die Halbinselgestalt des Landes, der Wechsel von Berg und Thal, die Mannichfaltigkeit des Bodens, der Lage und des Neigungswinkels, auch der uralte Handelsverkehr, die Einführung von Unkräutern mit den Samen der Kulturpflanzen u. s. w. Wir überlassen es den Botanikern die Ziffer der Familien und Arten, um welche die Flora am südlichen Fuß der Alpen die Flora Süd- und Norddeutschlands übertrifft, genau festzustellen, so wie die in Norditalien fehlenden und jenseits des Apennin auftretenden neuen Genera und Species aufzuzählen, aber auch schon dem bloßen Naturfreunde, dem aufmerksamen Reisenden fällt die Mannichfaltigkeit herrlicher Blumen, wechselnder Kräuter und Gesträuche, die bunte Fülle immer neuer Pflanzengestalten auf. Was er zu Hause nur in einer Art kannte, tritt ihm hier mehrfach und vielfach entgegen; was er nur in Gewächshäusern gesehen, erscheint hier zuerst einzeln im Freien, um noch weiter gegen den Aequator sich in einer Menge Arten freudig auszubreiten. Besonders reich ist in Italien das unübersehbare Heer der Schmetterlingsblumen; aber auch die Familien der Liliaceen, Amaryllideen, Orchideen, der Cichoriaceen, Sileneen, Antirrhineen, Ranunculaceen, der Malven, Geranien, Convolvulus u. s. w. wuchern üppig in Arten und Individuen. Dabei färben sich die Blumen mit einem Glanz, den ihre Schwestern im Norden entfernt nicht erreichen; manche, die dort ungefärbt bleiben, nehmen

hier zarte Farben an; besonders ein leuchtendes Goldgelb herrscht vor — wie bei den Papilionaceen, Euphorbien, Verbascumarten u. s. w. — obgleich auch das liebliche Blau, wie bei den Borragineen, dem vitex agnus castus — diesem Gesellen des Oleander am Rande der Wasserläufe — den Glockenblumen u. s. w., nicht fehlt. So hervorstechend ist diese mannichfache Blumenpracht, daß selbst der ernste Alterthumsforscher, den die Natur sonst wenig angeht, wenn er die Stätten alter Trümmer durchklettert und über zerstreut daliegende Quadern und Säulenfragmente steigt, nicht umhin kann, den Blick auf das überall zwischen dem Gestein hervorbrechende verworrene Gewühl blühender Stauden und Sträucher zu wenden. Besonders im Frühling nach erfrischendem Regen bedecken sich die Hügel und Gefilde weit und breit mit einem buntgewirkten Teppich, über den die Schmetterlinge — gleichfalls größer, glänzender und zahlreicher als bei uns — flatternd schweben. — Wie die Zahl der Arten gestiegen ist, die Farbe der Blumen deutlicher und entschiedener geworden ist, so ist auch der Duft der Pflanzen in Italien von ganz anderer Intensität als in Mittel- und Nordeuropa. Es giebt Zeiten im Jahr und Gegenden in Italien, wo Alles in Duft schwebt und jeder Athemzug bei Tage und bei Nacht mit balsamischem Wohlgeruch geschwängert ist. Fast jede Pflanze, die man berührt, fast jedes Blatt, das man zerreibt, hinterläßt an der Hand einen würzigen lange haftenden

Duft. Unzählige Disteln verbreiten süßen Honiggeruch, von der blühenden Oelwaldung und Rebenpflanzung kommt ein zarter Hauch, wildwachsende Narcissen und Goldlack, Nelken und Violen, Geisblatt und clematis flammula, Rose und Orangenblüthe mischen ihre herrlichen Düfte mit dem Balsam der Zapfenbäume, der Myrtaceen, der Pistazien und Lorbeern und der tausend Gewächse aus den Familien der Corymbiferen und der Labiaten. Besonders die letzteren, der Rosmarin, Salbei, Thymian, Satureja, Lavendel, eine Menge Arten Münze u. s. w. verrathen ihre Gegenwart auf allen Hügeln, an den Wegen, in der Nähe der Kirchhöfe, auf verwahrlosten Höfen, in den Ruinen u. s. w. Selbst Morgens in den Städten, wenn die Märkte sich mit Gemüse füllen und von dort die Küchen in den Häusern sich versorgen, wird man durch alle Straßen und an allen Hausthüren von dem durchdringenden Geruch der Wurzeln, Stengel und Blätter verfolgt; denn auch das Gemüse ist hier, wenn auch oft nicht so zart als in den bedeckten Mistbeeten des Nordens, doch reicher an natürlichem Duft und eigenthümlichem Geschmack. — Kein Wunder, wenn es hier so viel Pflanzen und Pflanzentheile giebt, die zu Räucherwerk dienen und aus denen wohlriechende Wasser und ätherische Oele bereitet werden. Ein brennendes Stück Olivenharz, angezündete Lentiscuszweige auf dem Heerde erfüllen auch die Hütte des Armen mit angenehmem Wohlgeruch und eine Menge Kräuter, z. B. aus der

Familie der Compositae die balsamita vulgaris L., geben ihm gewürzhafte Essenzen. Daher auch der Reichthum an officinellen Pflanzen, an Arzneigewächsen: in dem mildern Klima, bei der erhöhten Energie des organischen Lebens entwickeln eine Menge Pflanzen heilkräftige Säfte; der Landmann sammelt sie für sich oder für den Apotheker in der Stadt, der sie ihm für ein Geringes abnimmt. Mag auch in der Arzneimittellehre des Volkes Vieles nur Phantasie, uralte auf religiöser Symbolik ruhende Tradition sein, immerhin ist die Fülle von balsamischen Aromen in der italienischen Flora, wenn auch mit der arabischen verglichen unbedeutend, doch gegen die kalte, stumpfe und wässerige Pflanzenwelt des Nordens gehalten, außerordentlich. So verfertigen die Hirten in den Abruzzen ihre weitberühmte acqua di cent' erbe, das Hundertkräuterwasser, dem wunderbare Wirkungen zugeschrieben werden und welches sie in der That oft äußert, was auch die wissenschaftliche Medicin dazu sagen mag. Manchem brigante der neuesten wie der ältern Zeit ist damit auf seinem Lager von Laubzweigen die empfangene Schußwunde geheilt worden; das Beste that dabei freilich der „allgegenwärtige Balsam allheilender Natur," d. h. der kräftige Organismus des Natursohnes. Nicht verschieden davon ist es, wenn der italienische Boden auch eine Menge Giftpflanzen trägt, vor denen der Landmann warnt, z. B. die vielen Euphorbien und manche Ranunculusarten, und wenn die Gifte

betäubender und tödtlicher sind, als bei uns. Nicht umsonst hat Italien, wie die ersten Apotheken in Europa, so auch geschickte Giftmischer, und nicht bloß Wundwasser, sondern auch die acqua toffana hervorgebracht. — Verwandt mit all dem ist ferner der Reichthum an vegetativen Färbestoffen, den die Landleute besonders in Süditalien zu verwenden wissen. Bald sind es die Wurzeln, bald die Blätter oder das Holz, bald die Kohle und das Harz der Pflanze, mit denen die neapolitanischen Mädchen und Frauen ihre Wollen- und Leinwandstoffe, ihre Säume, Gürtel, Tücher und Schürzen roth und gelb und blau zu färben wissen. Gewiß hat der bunte Geschmack bei jenen Volkstrachten nicht bloß in der Heiterkeit des Himmels und der Fülle des Lichtes seinen Grund, sondern auch in dem reichlich auf Bergen und in den Wäldern dargebotenen Farbematerial. — Wie mehr färbende Säfte, so gewährt die Pflanzenwelt Italiens seinen Bewohnern auch mehr Nahrungsstoffe aller Art. Bekannt ist, daß im Süden der Mensch überhaupt mehr vegetabilische, im Norden mehr animalische Kost genießt: dies Verhältniß ist oft als im Klima begründet und als physiologisch nothwendig dargestellt worden; sicherlich aber hat der Charakter der reicher spendenden Vegetation auch seinen Antheil daran. In erster Linie stehen hier die Fruchtbäume, die dem Norden versagt sind und von denen wir hier nur drei nennen wollen: der Oelbaum, dessen Produkt im südlichen Haushalt

noch weit mehr Alles in Allem ist als die Butter in Holstein oder in Schweden, denn das Oel dient nicht nur zur Erleuchtung und in Gestalt von Seife zum Waschen, sondern auch zur Bereitung der meisten Speisen, und ein unergiebiges Oeljahr ist eine große Calamität; der Feigenbaum, dessen zuckerträufelnde Früchte frisch und getrocknet die Familie des Armen ernähren helfen, denn sie sind häufig, wohlfeil und zuträglich; die Kastanie, in manchen Gegenden mehrere Monate des Jahres hindurch die vorzüglichste Volksnahrung, so daß die mehr oder minder reichliche Kastanienernte Einfluß auf die Weizenpreise hat. Aber auch die Küchengewächse sind hier mannichfacher, und auf den Krautmärkten der größern Städte pflegt um die Springbrunnen herum eine verwirrende Menge Wurzeln, Blätter und Knollen aller Art den musivischen Steinboden zu bedecken und die Auswahl zu erschweren. Manches davon ist bei uns nicht bekannt, nicht gebräuchlich, das Bekannte erscheint in zahlreichen Varietäten; auch stammen unsere deutschen Gemüse, wie schon ihr Name lehrt, fast alle aus Italien, nur wenige sind ursprünglich in Deutschland heimisch. Noch mehr aber erstaunt man über die große Zahl wildwachsender Pflanzen, die der Landmann, ja auch der Städter zur Nahrung verwendet. Je nach den Landschaften ist dieser Gebrauch verschieden, immer aber sehr mannichfach; jede Jahreszeit bringt aus den Bergen und Gebüschen, vom Rande der Felder und Wege, auch von den

Bäumen irgend welche zarte Blättchen, junge Sprossen, Wurzeltriebe, Blüthenknospen u. s. w., die entweder die Suppe würzen oder zu einem Gemüse verkocht werden oder roh oder gesotten mit Oel, Salz und Essig einen Salat abgeben. Von dem Vielen dieser Art kommen uns nur etwa die Kappernknospen zu: wir thun sie in unsere Speisen und wissen in der Regel nicht, daß wir mit jedem dieser kleinen Köpfchen eine der herrlichsten Blumen — ein weißer Kelch mit einem Büschel lila-blauer Staubfäden — in unentwickelter Knospe verzehren. Besonders häufig und beliebt aber sind in südlicher Weise die kalten Salate aus gesammelten wildwachsenden oder in die Gärten versetzten Pflanzen: man schmückt das erfrischende und leicht nährende Gericht dann noch mit den eßbaren orangefarbenen Blüthenkronen des tropaeolum majus oder den himmelblauen des Borretsch oder den rosenrothen des Judasbaumes (cercis siliquastrum L.) u. s. w. Auch an eßbaren Pilzen ist Ueberfluß, darunter manche vom feinsten Geschmack, wie sie in den Fichten- und Birkenwäldern des hohen Nordens nicht vorkommen; nur die nordischen Beeren sind so gut wie verschwunden: von Heidel- und Preißelbeeren weiß der Italiener nichts, die Brombeeren und Maulbeeren werden nicht geschätzt, die Arbutusfrüchte sind mehr eine Speise der Vögel als der Menschen und auch die Erdbeeren, obgleich sehr gewürzig, doch nicht so häufig als z. B. in der Schweiz.

2. Wüstenflora. Paradiese.

Die Länder am Mittelmeer sind ihrem eigenthümlichen und vorherrschenden Charakter nach Felsenwüsten, von Licht umflossen: demgemäß ist auch die Flora Italiens, wenigstens des mittlern und südlichen, entweder die der Oase oder eine Strand- und Felsenflora, beides oft gleichzeitig oder hart zusammenstoßend. Zwischen kahlem und heißem Gestein, am Fuß der im Aether sich badenden unbekleideten Bergstöcke dehnt sich die humusreiche bewässerte Vega aus, deren Ertragsfülle durch den Contrast für die Anschauung noch gehoben wird. An solchen begünstigten Stellen drängen sich hinter undurchdringlichen Kaktushecken alle Kulturarten durch und mit einander in verworrenem Reichthum: derselbe Boden, der unten üppige Weizenähren oder strotzende Maiskolben trägt, ernährt oberhalb süße Feigen in schattigen Baumkronen oder bewaffnete Wallnüsse oder fette Oliven und an den Fruchtbäumen noch die umschlingende Rebe mit schweren Trauben, denen die dichte doppelte Beschattung eher wohlthut als schadet. Und wie derselbe Fleck Erde gleichzeitig alles gewährt, so folgt sich auch ergiebiges Wachsthum ununterbrochen. Kaum hat der Winzer die letzte Beere vom Stock gelesen, da stehen die Mandel- und Aprikosenbäumchen schon in weißer und rother Blüthe und an die letzte Rose an der Hecke reiht sich auf sonnigen Hügeln der duftende Frühlingssaffran, auch Crocusblümchen genannt. Die Oliven- und Orangenernte

geht den ganzen Winter über fort. Blüthen und Früchte hängen an demselben Zweig, wie bei den Agrumi und den Arbutusbäumen:

Dort dringen neben Früchten wieder Blüthen,
Und Frücht' auf Früchte wechseln durch das Jahr.

In der Campagna felice ruht die Bodenarbeit eigentlich nie und kein Monat im Jahre bringt vollkommenen Stillstand: auf die Feldfrucht folgen Bohnen als Winterfutter und dann wieder Weizen oder Mais und abermals Lupinen oder Wassermelonen oder purpurblüthiger Klee u. s. f. Dies ist Oasenfülle, Oasensegen. Aber steigt man von solchen Paradiesen in das Berggewirre auf, da beginnt jenseit der Olivenregion die Wüstenflora, die holzige, stachlichte Strauchvegetation, die sogenannten macchie, die z. B. den größten Theil der Inseln Sardinien und Corsika bedecken und die eigentlich charakteristische Vegetationsform für diese Länder bilden. Hier zeigt die Pflanzenwelt deutlich die Wirkungen eines trockenen Klimas. Struppige Kräuter, die dem Brand der Sonne widerstehen, starren pfriemenartig, immergrün, gewürzhaft duftend an den Stirnen und Abhängen der Felsen; die Bäume, am Aufstreben gehindert, breiten sich als dornige, ästige, von Schlingpflanzen dicht durchzogene Büsche und Sträucher am Boden aus. Den unvorsichtigen Wanderer, der sich mit nackten Füßen oder bloßen Händen durch das Dickicht schlagen will, verwunden von allen

Seiten die zu glatten scharfen Nadeln verhärteten Haar- und Blattorgane dieser südlichen Heidepflanzen, die außerdem noch oft mit klebrigem Saft gegen die Berührung gewaffnet sind. Hier ist der Bezirk des Arbutus- und Lentiscusstrauches, der Stechpalme und der Kermeseiche, des Cistusgebüsches, der Myrten- und Wachholderarten, der scharfen Stechwinde u. s. w. Hier werden die Reisigbündel gesammelt, mit denen die Esel beladen in die Städte kommen und die sich der Städter für seinen Herd kauft, gleichzeitig mit den Wurzeln und Kräutern, die am Feuer jener gekocht werden sollen. Hier ist auch das Reich jener Bergwasser, die durch nichts aufgehalten sich tiefe zerrissene Schluchten aufwühlen, die einen großen Theil des Jahres völlig trocken liegen. Weiter führt der Weg dann wohl auch durch reine Felsenwüste zu kahlen wasserlosen Hochflächen, wo alle Vegetation aufgehört hat; dann wieder stellenweise zu herrlichen Gruppen mächtiger Bäume, eigentlichen Baum-Oasen, die den Reisenden laben und entzücken: Platanen mit dichtem Schatten, Ceratonien, mit gewaltigen Wurzeln den Steinboden umklammernd und mit dem bald schwarzdunkeln, bald zarteren Laube — dem jungen Jahrestriebe — eine menschliche Wohnung überwölbend, oder Kastanienwaldung und Eichenbestände, hoch, kühl und luftig, die Stämme mit Epheu umsponnen und unter einander durch schwebende Festons verbunden; dann wieder macchie und immer höher hinauf sogar Wiesen

wie in der Schweiz — wo man aber das eigentliche Italien, so zu sagen, schon tief unter seinen Füßen hat. Schouw kam bei Ersteigung des Gran Sasso d'Italia erst durch immergrüne Eichen und die Region der Gebüsche von Myrten und Pistazien (d. h. p. Lentiscus), dann zum Gürtel der Buche, die höher hinaufging als das Getreide, da es der Buche im Gegensatz zu den Cerealien nicht sowohl auf Sommerwärme als auf die Höhe der mittleren Jahrestemperatur ankommt, — endlich zu Wiesen mit Alpenpflanzen und wirklichen Schneefeldern noch im Juni. Am Gennargentu, dem höchsten Berge der Insel Sardinien (1918 Meter, Breite genau 40°), fand La Marmora über der Zone der Kastanien und Wallnüsse Eichenwaldung, dann die Region der immergrünen holzigen Sträucher, Cistus-, Myrten-, Arbutusgebüsch, Eisenbäumchen und Stechpalmen, über diesen längs den Betten der wilden Bergwasser Erlen, dann nur noch verkrüppeltes Gesträuch, Zwergwachholder, gelben Genzian, eine Thymianart, crocus minimus und in den Schluchten Schnee, der sich oft das ganze Jahr hindurch erhält. Die Reihenfolge der Vegetation auf dem Aetna ist oft beschrieben. Ergreifend aber und ganz im Sinne italienischer und mittelländischer Natur ist der Contrast des dürren, malerischen Monte Pellegrino bei Palermo mit dem Fruchtreichthum der an seinen Fuß sich lehnenden goldenen Muschel, der herrlichen Conca d'oro.

3. Wald.

Giebt es in Italien Wälder im eigentlichen Sinne des Wortes? Mancherlei Ursachen scheinen die Existenz derselben unmöglich zu machen. Jene soeben besprochene zwischen Wald und Wüste die Mitte haltende Strauchvegetation kann sich schon deshalb nicht zu höherem Wuchs erheben, weil sie von den Ziegen gleichsam ewig unter der Scheere gehalten wird; von Zeit zu Zeit greifen auch die Feuer der Hirten um sich oder die Haiden werden absichtlich in Brand gesteckt, um nach den Winterregen kräftiges Gras zu geben. In beiderlei Hinsicht also sind es die Weidegewohnheiten der Bevölkerung, die dem Waldwuchse entgegenstehen. Dazu kamen bis jetzt die Besitzverhältnisse, die jede Schonung und Pflege des Waldes erschwerten. Ein Wald, der mit Holz- und Weideservituten belastet ist und der immer sorglosen todten Hand, Klöstern, Kirchen, frommen Stiftungen u. s. w. gehört, kann nicht gedeihen und verwandelt sich allmälig in Gestrüpp und Heide. Gemeindeforsten sind in der Vorstellung der Umwohnenden ein allgemeines Gut, an dem jeder Theil hat — Wildniß, in der die Schafe und Ziegen weiden und die Schweine Eichelmast suchen und aus der Stecken und Hölzer aller Art und zu allem Gebrauche geholt werden. Ein Verbot würde hier schwer ausführbar sein und als der Gipfel der Unbilligkeit und Bedrückung erscheinen. Dazu das geringere Holzbedürfniß in einem warmen Klima und die Eigenthümlichkeit der sich selbst

genügenden Bodenkultur. Die Abfälle fast aller Kulturzweige, die Schalen der Kastanien und Nüsse, die Rindentheile des Hanfes, die Maisstengel, die Reste der Oelpressen, die bei Schneitelung der Fruchtbäume, z. B. der Olive oder der Rebe, zur Seite fallenden Aeste u. s. w. dienen zur Feuerung; Kastanienklötze geben Holzwerk aller Art, z. B. Weinfässer; der Boden wird endlich auch direct auf Holz kultivirt; angepflanzte Weiden, Ulmen und Pappeln säumen die Aecker oder stehen mitten im Weizenfelde, weite hochwogende Felder von arundo donax liefern Stützen für die Reben, Bekleidung der Wände, Nahrung für Heerd und Kamin u. s. w. Da so der Ackerbau sich selbst sein Holz schafft, da das Bedürfniß vielleicht halb so groß ist wie in Deutschland — um wie viel geringer als in Polen, Schweden und Rußland — so wird die Abwesenheit des Waldes natürlich nicht so schmerzlich empfunden. Bei alledem ist es Thatsache, daß Italien noch schöne, herrliche Wälder besitzt, die allerdings nur der sieht, der die gewöhnliche Heerstraße der Touristen meidet. Die toskanischen Maremmen, einst durch Malaria geschützt, bilden jetzt einen weiten, von Kanälen durchschnittenen und rationell behandelten Forst, der, durch die Eisenbahn erschlossen, Bau- und Schiffsholz, Dauben, Faßstäbe, Bahnschwellen u. s. w. nach Livorno liefert. Selten von Reisenden besucht, aber wenigstens dem Namen nach bekannt sind die zusammenhängenden Wälder der Abruzzen, der Kalkgebirgsmasse des Gar-

gano, des finstern, granitenen, in der neuesten Geschichte berühmt gewordenen Aspromonte, des Monte Pollino am Meerbusen von Tarent u. s. w. Die Gesetzgebung der letzten Zeiten hat sich eifrig bemüht, diese Forsten theils zu erhalten und nutzbar zu machen, theils zu lichten und durch Wege zu öffnen; strenge Strafen drohen dem Waldfrevler, an Verordnungen fehlt es nicht; der Erfolg freilich ist fraglich. Daß bei der Regierung wie bei den großen Grundbesitzern wenigstens das Bewußtsein erwacht ist, am Walde einen kostbaren Schatz zu besitzen, darf schon für einen Fortschritt gelten. Zu Hülfe kommt den Bergwäldern die Entlegenheit, der Mangel an Land- und Wasserstraßen, die Beschaffenheit des Felsenbodens, der nach Abtrieb des Holzes eine Beute der wilden Wasser werden würde und keinen Kulturertrag verspricht. Aber Kohlenbrenner treiben droben ihr Wesen, Theer wird gesotten und zahllose Heerden von Schweinen, deren Fleisch als salame und presciutto noch jetzt wie im Alterthum die allgemeinste Zukost in ganz Italien und neben dem Käse fast die einzige animalische Nahrung bildet, werden mit den Eicheln und Schoten der Bäume gemästet.

Wer aber jemals einen Wald in Italien betrat, der wird gestehen müssen, daß derselbe für Anblick und Gefühl ein ganz anderer ist, als der auf den Alpen oder an den Gestaden der Ostsee. Der süditalische Wald ist klangvoll, von reinem Licht und Blau durch-

schimmert, in seinem Aufstreben, Beugen und Schaudern elastisch und nervig; oft gleicht er einem Tempelhain, nur da, wo er, wie auf dem Gneis- und Glimmerschieferboden des Sila-Gebirges, aus düstern Kiefern besteht, einem furchtbaren Gotte geweiht; meistens ist er mit Ranken und Gewinden geschmückt, mit wunderbarem Duft gefüllt. Die meisten Bäume, aus denen er besteht, kommen nur hier, nicht im Norden vor und bekunden sich dadurch als der Wärme oder einer gleichförmigern Vertheilung von Tag und Nacht bedürftig, d. h. als gleichsam von höherem Adel: die mächtige pinus Laricio, zum Schiffbau trefflich geeignet, den eben genannten Sila-Wald bildend, den schon die Alten kannten, auf der Insel Corsika besonders häufig; abies pectinata, oft himmelhoch, mit dunklerem Laube, häufig auf dem Monte Corno und dem Monte Pollino; pinus Halepensis, mit den zarten hellen Nadeln und glänzenden glatten Zapfen, die Felsen und Inseln der Küste liebend; südliche Varietäten von Ahorn und Erle; unter den Eichen: quercus Ilex, die dunkle, feste, alle übrigen Bäume verdrängende immergrüne Eiche, die allbekannte Korkeiche (quercus Suber), der sogen. falsche Korkbaum (quercus Pseudosuber); quercus Apennina, Cerris, Farnetto, quercus Castagnara mit eßbaren Früchten, und hundert andere Spielarten dieses Baumes, die zu classificiren schwer ist. Tiefer unterhalb und näher zu den Wohnungen und Heerden der Menschen, da nimmt

Gesträuch und dürre Wüste wieder überhand, die ersten Oliven erscheinen, ein zweiter Wald, der der Fruchtbäume, beginnt und es öffnen sich die Kulturparadiese, von denen schon gesprochen worden und in denen aller Segen dieses Landes sich überschwänglich zusammendrängt.

V. Landschaft.

Fragt man, wie sich Bergformen, Himmel und Vegetation in Italien zu einer bestimmten Landschaftsphysiognomie verbinden, so sind schon im Vorhergehenden manche Züge zu dem Bilde enthalten, die nur der Ergänzung und Zusammenfassung bedürfen.

Wir wenden uns zunächst zu der Erd-, Küsten- und Gebirgsbildung. Kommt man von den Alpen und folgt der in mancherlei Theilungen und Verzweigungen, Knoten und Ausläufen von Nord nach Süd gerichteten Achse des Apennin, der sich durch Kalabrien durch das tiefe Querthal der Meerenge von Messina weiter nach Sicilien fortzieht, so fühlt man sich bald und mit jedem Schritte mehr in ein neues Reich von Formen und Linien versetzt. Die phantasievollere Zeichnung, die in der gröbern Schweiz nur als Ausnahme erscheint, z. B. am Pilatus bei Luzern oder am Niesen, von Interlaken aus gesehen, wird hier das durchgängige Gesetz. Der harte Eigensinn, die ungeschickt auf-

thürmende cyclopische Wuth ist getilgt; in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß, der aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt. Es ist als ob die bauende Thätigkeit der Erde nach einer Periode wilder Umwälzungen, deren Spuren in den Alpen vorliegen, hier in dem klassischen Lande sich beruhigt und geklärt hätte. Schon an den oberitalienischen Seen, ja nördlich von der Paßlinie des Hochgebirges in dem Längenthal der Rhone bei St. Remy, Martigny und Sion treten jene geschlossenen Bergbilder auf, deren Anordnung und Contouren dem Auge die reinste Befriedigung gewähren, die braunen oder weißlich gelben, architekturgekrönten Bergpyramiden, die den Mittelgrund der Landschaft einnehmend, den Apennin überall als Vorstufe zur Seite begleiten. In fließender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig gegen den Hintergrund des Himmels abgeschnitten, bald wie ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Bande schmaler niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer. Wer jemals die römische Campagna betreten hat, der erinnert sich des Vorgebirges der Circe, der blauen Felsensphinx, die, von jedem Standpunkt sichtbar, jenseit der pontinischen Sümpfe den Eingang in das eigentliche Paradies des Südens bewacht — eine Berg- und Küstengestalt, die er von da an immer wiederfindet, auf der Halbinsel

von Bajä, auf Ischia, am Kap der Minerva, an dem Monte Postiglione, der die Bai von Policastro nach Norden begrenzt, am Felsen der Scylla, bei Taormina, am Monte Pellegrino u. s. w. Zwischen diesen Felsabstürzen liegen die runden Golfe eingeschlossen, „rein gezeichnete Theaterkreise“ (Vischer), Städte und Wohnungen der Menschen bergend, gefüllt mit azurnem oder smaragdgrünem Meereswasser, umkränzt von aufsteigenden Gärten, Bäumen und Terrassen. Auch mitten im Lande lösen sich von dem Labyrinth der Höhen und Thäler einzelne hervortretende scharfgezeichnete Berghäupter ab, wie der Eryx bei Segesta in Sicilien, oder der Soracte, der wie eine vom Sturm gejagte Sturzwelle — so erschien er Lord Byron im Childe Harold — von Norden die römische Campagna überragt. Wo das Kalkgebirge von vulkanischen Bildungen durchbrochen ist, da sind die ganz stillen und runden Seen wie eingeschlossene Edelsteine in die alten Kraterränder eingesenkt, z. B. die Seen von Albano, Nemi, Agnano u. s. w., und eine anmuthige, klare, langsam geschwungene Linie zieht von der Spitze des Kegels in stetigem Fluß zur Ebene oder zum Meere hinab, nirgends schöner als bei dem Vesuv, auf dem noch immer jene aus Dampf gebildete Pinie schwebt, von welcher der jüngere Plinius in seinem berühmten Briefe dem Tacitus Meldung thut. Tritt man den Stätten vulkanischer Thätigkeit näher, da verwandelt sich freilich die Anmuth der Formen in das Furchtbare:

erstarrte, in Klumpen und Schollen zersprungene Lavafelder, Jahrhunderte lang unverändert, reichen in breitem schwarzem Strom bis zu den Gärten der Menschen; von zackigen, zerborstenen Wällen rieselt die Asche nieder; auf dem dunkeln, abschüssigen, unter den Tritten knisternden Boden rollen feuergefärbte, formlose Blöcke; der Athem der Hölle dampft aus Rissen und Spalten, indeß in ergreifendem Contrast wenige Stunden abwärts Oel und Wein und goldene Früchte die fruchtbare Ebene füllen. — Ein anderer, weniger erschütternder als schwermüthiger Charakter spricht aus den Campagnen einst blühender alter Städte, vor allem aus der von Rom, deren Reize, je länger man mit ihnen verkehrt, um so inniger das Gemüth ergreifen. Hohlwege und zufällige Schluchten, Aufschwellungen und Absenkungen des Tuffbodens, aufgeschwemmte Hügel, struppige Gräser und Dorngesträuch, halbvergrabene, gestaltlose Ruinen, zerbrochene Bogen der Wasserleitungen, ein einsames Haus, ein in der Ferne sich hinziehender leichter Zaun, Hirten auf Pferden, am Horizont unendlich weite Linien, — alles dies giebt auf Wanderungen durch die römische Campagna tausend und aber tausend anziehende Bilder des Erdlebens als solchen, Motive der Bodengestaltung von unerschöpflichem Reichthum, für die man erst allmälig ein Auge gewinnt. Meist haben diese Ebenen durch Aufschwemmung der Flüsse, die in ihrem Laufe stockend und periodisch anschwellend, Grabmäler und Trümmer des

Alterthums immer tiefer unter Schlamm und Erde vergruben, ihre jetzige Gestalt erhalten: so in der herrlichen Campagna von Pästum, in den Sumpfgefilden von Sybaris und Kroton, in Griechenland in der Flußebene von Olympia u. s. w. Nicht bloß Erdbeben und Sturm und Regen, auch die nicht mehr geleiteten und gezügelten Bäche und Ströme haben in Italien, wie in Griechenland, das Gebild von Menschenhand zerstört und den Boden umgestaltet.

Daß die Erd- und Bergformen im klassischen Süden schöner modellirt sind als im Norden der Alpen, scheint dem geognostischen Satze zu widersprechen, wonach dieselbe Gebirgsart in den verschiedensten Klimaten und unter jeder geographischen Breite dieselbe Gestalt zeigt. Wir wissen nicht, wie es sich damit verhalten mag; vielleicht bewirkt nur die reinere Luft, daß die Tektonik des Gebirges sich hier edler darstellt und dem ästhetisch sehenden Auge reizender erscheint. Denn während die Luftperspective in der mehr atmosphärischen Natur des Nordens die Formen stumpf, die Farben schmutzig, die Schatten schwer und trübe macht, nimmt hier das feinere, krystallene Medium allem Körperlichen die Schwere und giebt den Dingen zugleich Bestimmtheit und Leichtigkeit. Nichts kann daher verschiedener sein als eine Tour durch deutsches Gebirgsland und durch manche Gegenden des Apennin, selbst wenn beide derselben Erd-Epoche angehören. Wenn man an regnerischen Tagen z. B. durch den Thüringer Wald oder

durch den Schwarzwald wandert — Regen und Nebel sind hier der mehr charakteristische Moment — dann thürmen sich die Wolken wie ein zweites Gebirge über dem Gebirge, die ganze Bergwelt lebt, die Gipfel schwellen, sinken, drängen wie Wogen gegen einander, finster stehen die Tannen, durchnäßt schütteln die Eichen ihre starren Glieder: in Italien liegen die baumlosen, dürren Felsenzinnen in verzauberter Stille da; die Landschaft gleicht einer magischen Lichtzeichnung, ein ätherischer Schleier zittert um Nähe und Ferne; die Schatten erscheinen durchsichtig, alle Gegenstände vergeistigt; mit dunklern Schluchten und lichtern Kanten, blauduftig, wesenlos und doch offenbar, schweben die Vorgebirge, die Inseln, die Bergrücken, gleich einer Wohnung der Götter. Mit reinerem Glanze als die Ost- oder Nordsee leuchtet auch das Meer, nach Farbe und Ansehn unendlich variirt, bald röthlich angehaucht mit silbernen Rändern, bald wie ein starrer glühender Metallspiegel, bald wallend wie schwerer Seidenstoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderschlägen in funkelnden Tropfen blitzend. Bekannt ist die blaue Grotte von Capri, aber die ganze Gebirgsküste von Italien und Hellas ist reich an ähnlichen oft schwer zugänglichen Höhlungen voll Lichtzauber, wie z. B. die wenig besuchte Grotte von Polignano in Apulien, deren Grund das Meer bildet, oder die Stalaktitenhöhle am Cap Caccia bei Alghero auf der Insel Sardinien, die

Alfred Meißner so poetisch beschrieben hat („Durch Sardinien“, Leipzig 1859, S. 213 ff.). — In dieser Reinheit der Atmosphäre sind auch die meteorischen Erscheinungen und der Wechsel der Tageszeiten von ganz anderer Kraft und Stimmung als im Norden. Wunderbar wirkt hier oft die Luftspiegelung; der Verfasser erinnert sich einmal im December von der Höhe des Monte Cavo bei Albano die Insel Ischia gesehen zu haben, deutlich und unverkennbar, obgleich sie in solcher Entfernung bedeutend unter dem Horizonte sein mußte; sowie ein ander Mal auf dem Vesuv an einer Stelle, wo der Golf und die Inseln nicht sichtbar waren, doch am Rande des schwarzen Kraterfeldes die schwebenden blauen Umrisse von Capri. Die Nächte in Italien haben mehr Mondschein als bei uns, was auch die Astronomie dagegen sagen mag, vielleicht weil schon das erste und das letzte Viertel so viel Licht ergießen, daß die Nacht für eine mondhelle gelten mag; in den ganz dunkeln ziehen die Insecten ihre feurigen Ketten durch die Luft, vom Himmel aber leuchten die Sterne, zwar viel klarer, aber auch viel stiller als bei uns; sie funkeln selten, auch in der Nähe des Horizonts nicht; die nach Süden gelegenen schönen Sternbilder, wie der Orion und der Skorpion, steigen natürlich viel höher auf und leuchten über dem Haupte des Schiffenden oder durch die dunkeln Zweige der Orangen in den Gärten. Sind die Nächte oft von krystallener Klarheit, so wird umgekehrt in der blendenden Licht-

fülle des Mittags die Welt gleichsam dunkel, die Flächen der Mauern und Häuser erscheinen wie schwarz; der Schatten der Bäume fällt fast kreisrund um den Stamm; Alles ist still; Pan, der große Naturgott, schläft, selbst die Flußufer rauschen nicht (caretque ripa vagis taciturna ventis); vom Himmel sendet Phöbus Apollo dieselben giftigen Pfeile, mit denen er einst das Lager der Griechen verheerte, und der Mensch hält sich in der verfinsterten, mit Stein ausgelegten Kammer sorgfältig verborgen — nur der Räuber schleicht vielleicht umher, wie Vergils Liebender, den die Leidenschaft nicht ruhen ließ. Löst sich der Zauber gegen Abend, da beginnt das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröthe, die in den feinsten Abstufungen und leisesten Uebergängen vom hellsten Rosenroth bis zum glühendsten Purpur und dunkelsten Violet Himmel und Erde verklärt. Besonders in den Schluchten und Vorsprüngen des Gebirges wallt dann farbiger Hauch und bläuliches Dunkel mit so wunderbarem Wechsel durch einander, daß alle Realität wie in eine Phantasiewelt sich aufgelöst zu haben scheint. Winde und Witterung modificiren freilich diesen Verlauf der Tageszeiten in etwas: an Sciroccotagen z. B. hüllt ein rothgrauer Dunst beängstigend den Horizont ein; die wiederkehrende Tramontana reinigt dann die Landschaft zu doppeltem Glanz und mit ihr schwingt sich das Gemüth wieder auf.

Zu diesem Himmel, dieser Gebirgsbildung stimmt denn auch Form und Farbe der Pflanzenwelt aufs ge-

naueste. Die italienische Vegetation ist starr, ernst und still, von gebundener, strenger Gestalt. Hier wogt das Laub nicht in verfließenden Umrissen, von Elfenstimmen durchflüstert, wie im Norden, sondern lederartig, undurchsichtig, unbewegt, ruht es auf dem lichten Hintergrunde des Himmels. Die beiden Hauptcharakterbäume des Südens, die Pinie und die Cypresse, sind beide ganz architektonisch gebaut: die Pinie als eine reingewölbte Kuppel, die Cypresse als schwarzer Obelisk aufstrebend oder als Pfeil oder Flamme gegen den Himmel gerichtet. Die Krone der Dattelpalme schwebt wie ein Springbrunnen in gebogenen Strahlen; wie ein Armleuchter ruht auf grüner Rosette der baumhohe Blüthenstengel der Agave; ferne Orangengruppen, Lorbeerwände, immergrüne Eichen, Karroben, Myrtengebüsche blicken starr, gleich der Felsenlinie über ihnen, als wären sie nichts Vegetatives, sondern aus Lava oder Basalt gemeißelt. Alles ist fertig, lautlos, völlig gestaltet und darum ohne Streben und Verlangen. Und was von der Form, gilt eben so sehr von der Farbe. Schon Theophrast (H. pl. 1, 9, 4) macht die treffende Bemerkung, die immergrünen Gewächse zeichneten sich durch Kleinblättrigkeit, Aroma und einen gewissen Glanz aus; aber dieser Glanz ist ein düstrer, dunkler, fast metallischer. Durchgängig erscheint das Grün in Italien nicht lachend, sondern schwärzlich, als ein Blaugrün, wovon der Grund offenbar in dem reichern durch die Kraft der Sonne in der Pflanze

entwickelten Chlorophyll liegt. Den Lorbeer nennen schon alte Dichter μελάμφυλλος oder μελαμπέταλος, schwarzblätterig; die immergrünen Eichen auf dem Algidus sind bei Horaz mit der nigra frons bekleidet; am meisten charakteristisch aber für die südliche Landschaft ist das Laub der Olive, der pallens oder flava oder fulva oliva — γλαυκὴ ἐλαία, ξανθὴ ἐλαία, χλωρὴ ἀγριέλαιος — das in bleichen silbergrauen Tinten, wie Asche oder Nebel, weit und breit im Thale und an den Bergen ausgestreut liegt, dem Laube unserer Weide zu vergleichen und doch himmelweit von ihm unterschieden.

Im Allgemeinen trägt das Land im Süden — und dies ist, was den Nordländer anfangs am meisten verwirrt — ein einförmiges, gleichartiges, ernstes Colorit. Die Natur malt hier monochromatisch und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern, von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem, blauem Ansehen, schließt sich an die rothbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen; die staubig gelbe Ebene trägt die rothfarbenen Halme der reifenden Feldfrucht; zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen; weißliche Steinpfade schlängeln sich zwischen blaugrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht; in röthlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertin-

blöcke, die Backsteinmauern der Ruinen; Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen; nichts hebt sich selbständig hervor, selbst nicht das junge Laub in wasserreichen Thälern; Alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröthe, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung Alles versenkt ist. So weit das Auge reicht, ist Alles todt und gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form. Es ist eine stilvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft.

Wie aber nach Göthe's schöner Bemerkung (Farbenlehre I, 664) die unbestimmte, durch organische Kochung bezwungene Farbe eine höhere Stufe bezeichnet als die reine Elementarfarbe; wie bei Vögeln das gemischte gelbgraue Gefieder organisch edler ist als das schreiende Roth, Grün und Gelb der Papageien: so drückt auch die verschmolzene Einheit des gedämpften Grundtones, sowie der bewegungslose Umriß und das plastisch-architektonische Linienmaß in Vegetation und Boden eine reichere und energischere Anlage und eine weiter reichende Schöpferkraft aus. Was dem nordischen Naturschwärmer als kalt und arm erscheint, ist daher vielmehr Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte. In ihrer

Stille ist sie sich selbst genug; die Phantasie braucht ihr nichts mehr zu leihen; vor dem Auge, das sehen gelernt hat, liegt sie wie eine Sammlung von plastischen Bildern da, eher ernst als freudig, oder vielmehr auch in der höchsten Freude durch einen Zug von Wehmuth gedämpft, bei der höchsten Erregung durch ein eingebornes Maß beherrscht. Zu sentimentaler Auffassung aber giebt sie keinen Anlaß: da täuscht den Kranken nichts durch Mitempfindung, da klingt kein Echo unbeschreiblicher Seelenstimmung wieder. Der ganze und gesunde Mensch geht auf diesem Boden in Leidenschaft und Ruhe den mannichfachen Zwecken des Lebens nach, haßt und liebt, ergreift oder umschleicht den Gegenstand seiner Begierde, hilft und beneidet, bemitleidet und mordet, und blickt auf die umgebende Natur nur, insofern sie ihm nützlich oder schädlich, gegen ihn karg oder freigebig ist. Die ihm am meisten Frucht liefert und ihn am wenigsten stört und beunruhigt, ist ihm die schönste. Daß die Alten den romantischen Hang zum Naturleben als solchen nicht kannten, ist seit den Ausführungen Schillers, Hegels und Vischers ein allgemein anerkannter Satz. Sie waren eben selbst noch ganz Natur. Sie wandelten als plastische Menschen auf einem Boden, der die ungebrochene Einheit des Gemüthes nicht störte, sondern trug und erhielt. Der personificirende Mythus hatte mit rascher Thätigkeit die ganze Natur in eine ideale Menschenwelt verwandelt und sie nicht nahe, gleichsam nicht zu Worte kom-

men lassen. Als später die religiöse Production erlosch, war das mythische Gebäude schon so vollendet und befestigt, daß sich den Künstlern und Dichtern wie dem ganzen Volke statt der Natur nur die fertigen Göttergestalten und die fixirten, bildlichen Redewendungen boten. Die reale Welt war von einer zweiten mythischen Welt gleichsam überbaut und durch sie dem Blick entzogen. Auch die Römer betrachteten die Natur immer nur unter dem Gesichtspunkt des Kulturzweckes. Wenn sie freiwillig oder gezwungen den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf dem Lande vertauschen, da jammern die Einen über den Verlust alles dessen, was der Aufmerksamkeit des Menschen würdig ist, die Andern freuen sich der Einsamkeit, in der die Laster und die Geschäfte der Hauptstadt nicht unbequem werden. Die Alpen, die sie so oft zu übersteigen hatten, erscheinen ihnen nicht groß und herrlich, sondern hassenswerth, weil unwegsam und gefährlich (Humboldt, Kosmos, 2, 24); das Meer ergreift sie nicht durch Erhabenheit, sie verabscheuen es als todbringend; vor der Tiefe des Waldes schaudern sie und denken sich dort den Sitz der schrecklichen Göttin, die mit Menschenopfern besänftigt wird. Wenn dagegen Horaz Tarent den schönsten Erdwinkel nennt und in Tibur sein Leben zu beschließen wünscht, was für Eigenschaften preist er an beiden Ortschaften? — an der einen, daß sie die edelsten Gattungen Wein und Oel hervorbringe und ein mildes Klima

habe*), an der andern den Schatten, die hohe Lage, das fließende Wasser, die Fruchtbarkeit und die milde Luft**), an beiden, daß das unruhige Treiben der politisch bewegten Stadt dorthin nicht reiche***). Auch auf ihren Villen suchten und fanden die Römer nicht Umgang mit der Natur, sondern in Gärten und Gebäuden und unter Sclaven den Genuß gesteigerten Luxus und ungestörter Selbstherrschaft. Das Christenthum, indem es diese objective Sinnesweise brach und die Tiefen des Herzens aufschloß, brachte doch die Natur dem Menschen nicht näher, sondern entfremdete sie ihm zunächst noch mehr. Einzig mit dem Heil seiner Seele beschäftigt, richtete der Gläubige den entzückten Blick ins Jenseits, und die irdische Welt, deren Untergang er jeden Augenblick erwartete, entschwand ihm als wesenlos, wenn sie ihm nicht gar, als Reich und Heimath des Bösen, Grauen einflößte. Die Poesie des Mittelalters spricht nur geringes Naturgefühl aus. Die ritterlichen Minnesänger, die von der Kreuzfahrt heimkehrten, hatten oft Wunder erlebt, aber von den Pflanzen und Thieren des Orients, die die Begleiter Alexanders des Großen in Erstaunen setzten, wußten sie nichts zu berichten. In den höfischen Epopöen, wie

*) Ver ubi longum tepidasque praebet Juppiter brumas.

**) Tiburis densa umbra — Tiburis mite solum — Tibur udum, supinum, fertile.

***) Sed vacuum Tibur placet aut imbelle Tarentum.

in den lyrischen Gedichten, wiederholen sich, was landschaftliche Scenerie betrifft, einige wenige conventionelle Züge: linde Maienlüfte, Vogelschall u. s. w., sie bilden eine bloße Decoration in abstractem Stil und wir begreifen nicht, wie Gervinus z. B. in der Schilderung der Höhle bei Gottfried von Straßburg Naturfreude finden kann. In König Artus Kreise herrscht bekanntlich ewiger Frühling als Hintergrund in conventionellem Stil; die geringen Anklänge von Naturträumerei in Parcivals Jugendgeschichte gehen bald in die breite Darstellung mystischer Galanterie über. Als dann gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Wissenschaften die italienische Malerei aus schüchternen Anfängen zu der herrlichsten Blüthe sich entfaltete, da blieb auch sie dem plastischen Geiste der Menschendarstellung getreu und die Landschaft als solche fehlt im Kreise ihrer Gegenstände. Die beiden Poussin und Claude Lorrain phantasiren zwar schon in Gegenden als solchen, aber in Weise abstracter Idealität; sie malen die Natur als eine Götterwohnung, als Stätte seligen Daseins, stellen Gebäude in die Landschaft, nicht mehr im Stile mönchisch-mystischer Gothik, sondern griechischer Säulenarchitektur, lassen das Licht hinter glänzenden Gebüschen in seiner eigenen Wellenfluth verschwimmen und bevölkern den Vordergrund mit mythologischen Scenen und Figuren. Was diese Künstler erfüllt, ist nicht Sympathie mit dem Naturleben als solchem, sondern die Vorstellung eines Adels

der Menschheit und höchsten humanen Genusses, wozu die klassisch stilisirte Landschaft theils die Stätte, theils das Symbol abgiebt. Die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts hatten ihrerseits im Gegensatz gegen den entarteten Idealismus, wie die Scenen ihrer Dörfer, Schenken u. s. w., so auch die Flächen und Gebüsche ihres Landes mit malerischer Empfindung dargestellt, aber erst mit dem Anbruch der eigentlich sentimentalen Periode, seit Rousseau, Ossian und Werthers Leiden, begann die Naturschwärmerei als allgemeine Stimmung. Ja, die Natur als solche wurde nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, so zu sagen, erst entdeckt, und zwar nach beiden Seiten hin, in ihrem eigenen Reiche als organisch-lebendig und selbstthätig, wie in all dem, was im Menschengeiste und im Völkerleben, in Dichtung und Sage, in Recht, Sprache und Staat Natur, d. h. unbewußte und eingehüllte Vernunft, unmittelbarer Drang und Trieb ist. Jetzt reiste man meilenweit, um von irgend einem hohen Punkte in einer weiten Aussicht zu schwelgen, vergoß Wonnezähren beim Schauspiel der untergehenden Sonne, löste sich in Wehmuth auf, wenn der Mond Busch und Thal still mit Nebelglanz füllte; die Flöte war das Lieblingsinstrument; man lag im Grase und folgte mit träumerischem Blick dem Auf- und Abklettern der Käfer an den Halmen, der unbemerkten und doch so zierlichen Pflanzenwelt im Kleinen; Jünglinge und Männer wanderten zu Fuße durch Wälder und Ge-

birge; je einsamer, je weiter von der Kultur der Menschen, um so besser. Die Musik ward die wahre Kunst des Zeitalters; der Genuß an der Landschaft, als Stimmung aussprechend, an der Natur, als der Dämmerung des Geistes, in welcher die beiden Pole des Seins und des Bewußtseins noch nicht aufgebrochen sind und gleichsam die Uridee in schwankender Täuschung zur Erscheinung kommt — wurde ein allgemeiner, innig gepflegter. Was konnte solchen Menschen der Anblick der klassischen Länder gewähren? Was kann er dem heutigen Geschlechte bieten, dessen sentimentale Lyriker mehrere Dutzend Auflagen erleben und das sich nach Landluft und der Einsamkeit der weiten jungfräulichen Urwälder Amerikas sehnt? Freie Natur findet man in Italien, diesem mit hochgethürmten Städten, Flecken und Ortschaften übersäten, von Pfaden und Wegen, Hecken und Mauern durchschnittenen Lande, nur selten. Ist nicht Italien, so fragt schon C. Fundanius bei Varro, fast ganz ein Garten von Fruchtbäumen?*) Jeder Stein trägt hier die „Spur ordnender Menschenhand". Selbst da, wo man durch dorniges Gestrüpp sich durchzuarbeiten hat oder über einsame Haiden reitet, ist die Natur nicht sowohl wild als verwildert, nicht jungfräulich, sondern melancholisch. Wenn im Norden der Edelmann „still und wild" im Felde schweift,

*) R. r. 1, 2, 6: non arboribus consita Italia est, ut tota pomarium videatur?

wenn der holsteinische oder mecklenburgische Bauer oft durch eine Tagesreise von der nächsten Stadt und der Berührung mit der Welt entfernt ist, so hat der italienische Pächter überall ein Kaffeehaus, ein Municipium und den Syndicus in der Nähe und nicht die Entfernung, nicht der Druck einförmiger, massenhafter, elementarer Natur beschützt ihn vor mannichfacher Bildung, sondern höchstens die Vormundschaft abergläubischer Pfaffen und der aussaugende Feudalismus.

Indeß, die Sentimentalität, d. h. die Auflösung alles naiven Daseins in bewußten Empfindungs-Selbstgenuß, konnte nur eine vorübergehende Vorstufe zu freier Wiederherstellung der objectiven Welt sein. Wer wie Göthe zu Reife und Klarheit durchgedrungen ist oder dahin strebt, der betritt den klassischen Boden mit dem Gefühl der Förderung und stiller, inniger Seligkeit. Auch die große Menge sehnt sich wenigstens aus ihrer winterlichen Heimath nach Licht und Wärme, nach dem Glanze blauen Himmels, und so finden sich denn trotz dem Wechsel der Richtungen und Tagesinteressen, nach Intervallen von Uebersättigung und Gleichgültigkeit, doch wieder Schriftsteller, die das alte Thema von Italien und seiner Schönheit unter dem Beifall des Publikums wieder aufnehmen, z. B. in neuerer Zeit Adolf Stahr und Ferdinand Gregorovius, beide — was bemerkenswerth ist — der humanen Lehre zugethan, die bei allem Anschein des Gegentheils im Stillen das Bekenntniß Vieler und grade der Begab-

testen ist. Auch in der Malerei ist die Landschaft nach Motiven des Südens zwar auf eine Weile zurückgetreten und hat dem reinen Stimmungsbilde — welches naturgemäß die nordische Natur vorzieht — Platz gemacht, aber was hätte dieser Zweig der Kunst Schöneres hervorgebracht als Rottmanns italienische Landschaften unter den Arkaden in München, seine griechischen in der neuen Pinakothek? Hier findet man sie wieder, jene Linien der Berge, jene reiche Modellirung des Bodens und der braunen Erde, die luftgefärbten Felsenufer, das klingende Meer, die Meteore des Himmels, die ganze Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit der klassischen Gegenden, deren Erinnerung denjenigen, der sie genossen und verstanden, nicht verläßt und häufig für die relativen Reize der nordischen Natur unempfänglich macht. Auch Achenbach und Calame haben sich von den nordischen Ufer- und Hochgebirgspartien mit glänzendem Erfolg zum Lichte des Südens gewandt: des Erstern stimmungsreiche Ansicht des Aetna von Taormina aus, des Andern glühende Ebene von Pästum mit den Ruinen (im Leipziger Museum) gehören zu dem Herrlichsten, was diese Künstler geschaffen.

VI. Architektur und Gärten.

An die Landschaft schließt sich congruent und charaktervoll die italienische Architektur.

Einen reizenden Anblick gewähren schon an den Seen Oberitaliens die unzähligen, ganz weißen, wie eben aus dem Bade gestiegenen kleinen Ortschaften, entweder unmittelbar im Wasser sich spiegelnd oder hoch am Rande der Felsen schwebend; in Nähe und Ferne von den überall ausgestreuten weißblinkenden Landhäusern umgeben, gleichen sie Haufen von Steinchen, die spielende Knaben am Wege hie und da zusammengetragen. Aber überraschend und mit einem Schlage wird in das Herz südlicher Baukunst versetzt, wer aus Tyrol auf der Eisenbahn in das herrliche, malerische Verona kommt. In dieser Stadt des Catullus, Dietrichs von Bern, des altchristlichen Bischofs Zeno und der Scaliger ist römisches, byzantinisches und mittelalterliches Alterthum mit der Renaissance ganz durchwachsen, jeder Schritt durch die Straßen und

über die Plätze ist von Bedeutung, gewährt sinnvolle, reiche Architekturbilder. Fast alle Häuser schließen viereckige, mit Fresken gezierte, hochschwebende Arkadenhöfe ein, alle Façaden sind in malerischer Unregelmäßigkeit durchbrochen, mit Säulen, merkwürdigen Thüren und Fenstern, alten Steinbildern, Zinnen geschmückt; die Straße führt durch Thore und Bogen; Wasserstrahlen plätschern in Becken am Fuße verwitterter Statuen. Die piazza dei Signori dehnt sich wie ein vornehmer Saal mit steinernem Fußboden und seltsam schönen Palastflächen; dran stößt die von eben so verworrenen Bauzierden umgebene, mit populärem Leben gefüllte längliche piazza d'Erbe. Wenn der Vollmond dies alles beleuchtet, dann verwandelt es sich vollends in Traum und Mährchen. Wie ernst, fest und stolz führt in ungleichen Bogen die gezähnte alte Brücke vom Schloß der Scaliger über die wilde Etsch! wie echt italienisch ist der Blick von der Höhe der Arena über das Labyrinth von Bauwerken, die braunen Hügel und die schwarzen Nadeln der Cypressen! Leider halten die Oesterreicher die schöne Stadt in soldatischer Umarmung und haben sie weit und breit mit ihren häßlichen mechanischen Festungscasematten umgeben, wie eine Nuß mit dreifacher stachlichter Schale.

Kommt man nach Mittelitalien, der Heimath der städtebauenden Etrusker, da liegen die Ortschaften überall auf dem Gipfel prismatischer Berge zusammengedrängt, die Eisenbahn muß in einiger Entfernung Halt machen

und nur Esel und Maulthiere, mit Körben beladen, finden den Weg hinauf oder ein Doppeljoch breitgestirnter, schwerwandelnder Ochsen schleppt den Wagen des Reisenden die staubige Straße hinan. Gelblich wie der Kalkfels, in horizontalen Terrassen, in rechtwinkeligen Parallelogrammen, mit flachen Dächern steigen diese Städte wie ein Naturprodukt aus dem Gebirge auf und setzen ununterscheidbar die abgestochene Bergwand fort, über der sie gelagert sind. Was ist hier Fels, was Haus, und wo beginnt die Cyklopenmauer und hören die natürlichen über einander geschobenen Felsblöcke auf? Epheu bekleidet beides und graugrünes Gestrüpp bricht aus den Fugen hie und da. Florenz selbst, die Erbin und Königin hetrurischer Städte, die Nachbarin des cyklopischen, hochgelegenen Fäsulä, liegt zwar im Thal, aber man blicke z. B. aus einem Fenster der Gallerie degli Uffizj auf die jenseits des Arno aufsteigende Stadt — lauter lichtgebräunte, rechtwinkelige Flächen, wie durch natürliche Hebung über einander gesetzt, von dunkeln Fensteröffnungen wie von Höhlungen durchbrochen, das Ganze wie ein phantastischer Querdurchschnitt durch ein geologisch mannichfaltiges Stück Erdkruste. Nicht anders in Rom. Ersteigt man in der ewigen Stadt einen der zahlreichen höhern Standpunkte, z. B. S. Pietro in Montorio oder in größerer Ferne den Monte Mario, dann liegt die Stadt dem Beschauer wie ein braungelbes Felsengewirr zu Füßen, aus dem sich einzelne Gruppen, wie

die cubischen Massen des Vatikans und St. Peters, von dem Dom überragt, oder der schwere Cylinder der Engelsburg mit der davorliegenden Brücke, oder das Colosseum, wie eine ungeheure Schale mit halbabgebrochenem Rande, hervorheben. Alles aber, altes wie neues Gemäuer, Säulen wie Paläste und Kirchen, Trümmer des Alterthums wie die Werke mittelalterlicher Barone und der Päpste, ist in den Sonnenton der südlichen Landschaft getaucht, drückt, wie diese, nicht excentrischen Schwung, sondern ruhiges Dasein aus und ist, wo die Hand des Menschen etwa irrte, von der Natur selbst in ihre Einheit zurückgeführt und rein gestimmt. Hie und da in der Ebene, am Fuß der Berge, am Wege steht das Haus des Colonen oder Winzers oder die einsame Osteria, in einfachen zufälligen Umrissen, ohne Symmetrie, immer aber rectangulär, mit breiten Wandflächen und einzelnen unregelmäßigen Fenstern ohne Glas, eine verfallene Mauer schließt sich daran, von außen ist eine Steintreppe angefügt, Bilderfragmente, Inschriften, Schneckenkapitäler, wie sie der Ackersmann beim Pflügen auf dem Felde findet, sind hineingemauert, das Wasser sammelt sich in einem alten Sarkophag, Epheu und Wein ranken sich hinauf, eine dunkle Cypresse steht zur Seite, nackte Kinder spielen vor der hohen Schwelle im Staube oder braune Männer, vom Chor umgeben, strecken mit leidenschaftlichen Ausrufen einander die Finger entgegen; das Ganze, organisch und still, völlig in die Landschaft

aufgegangen, Ausdruck naiver Sitte, vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht:

Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen —

und verfällt oder erweitert sich, je nach Bedürfniß.

Mehr nach Süden, wo maurisches und griechisches Wesen dazutritt, z. B. auf Capri, da bilden die Häuser vollkommene Würfel, als wären sie nur zufällig gerade auf diese Seite gefallen und als könnten sie auch auf eine andere gerollt werden. Längs der ganzen neapolitanischen Küste folgen sich in gewissen Intervallen die Wartthürme, einst zum Schutz gegen die Seeräuber errichtet — die Furcht vor diesen hat die Strandgegenden verödet und in Sumpf verwandelt und die Ansiedelungen der Menschen von den Landeplätzen auf die Bergspitzen vertrieben — jetzt, wo die Gefahr aufgehört hat, verfallen und malerisch die Felsenufer schmückend. Die Säulentempel des Alterthums bei Bajä, in Pästum, an verschiedenen Punkten Siciliens, seit vielen Jahrhunderten vom Lichte beschienen oder vom Winterregen benetzt, sind in Ton und Farbe zu Naturwerken geworden. Die Travertinblöcke, aus der blaugrünen Sumpfebene aufsteigend, leuchten warm wie dunkles Gold, im Gegensatz zu dem tiefern Rothbraun der netzförmigen Ziegelbauten aus der Kaiserzeit, der offenen Wölbungen, die einst Tempelzellen oder Badehallen u. s. w. waren und nun, von Schlingpflanzen um-

wuchert, halb vom eigenen Schutte und der darüber sprießenden Dornvegetation verdeckt sind. Die Linien der einen wie der andern, aus einer höhern Welt, der der Kunst, stammend, lösen sich allmählig auf und sinken der Natur in den Schooß zurück: das Siegel, das der bildende Geist in den Stein geprägt, erlischt. — An Steinbauten aus alter und aus neuer Zeit ist Italien übrigens unermeßlich reich, die Lust am Bauen war hier immer groß und das schönste Material liegt fast überall bereit. Daher die unübersehlichen Gartenmauern, oft von dreifacher Mannshöhe, die Brücken und Bogen aller Art, die Paläste und Häuser mit den weiten innern Räumen, die Umfangmauern der Städte, die zahllosen Kirchen und Klöster, die Schlösser und Borgo's auf den Felsenspitzen, die Terrassen und Wegebauten — es ist ein Land der Architektur, in dem auch der krystallinische Kalkstein, der leicht zu behandelnde Travertin, der harte Peperin und der Mörtel aus vulkanischer Asche heimisch sind und dessen klarer Himmel die architektonischen Linien so wirksam macht. Denn ein italienisches Bauwerk, in irgend einem nordischen Nebellande sorgfältig nachgeahmt, büßt seine Reinheit und den Zauber seiner Schönheit ein.

Wie diese südliche Steinbaukunst von den leicht faulenden, schief versinkenden, moosbedeckten oder grell angestrichenen Holzbauten des Nordens sich unterscheidet, so die italienische V i l l a von dem frei componirten Park. Letzterer kann Landschaftsphantasie genannt wer-

den, erstere ist durchweg architektonisch gedacht. Die Villa führt, so zu sagen, nur künstlerisch aus, was ohne sie in der südeuropäischen Vegetation vorgebildet liegt. Gradlinig, mathematisch gezeichnet, mit schwarzen Laubwänden, in stillen, reinen Umrissen umgiebt sie den Besitzer wie eine humanisirte, ideale Natur, die das Säulengebäude in der Mitte harmonisch fortsetzt und in der die marmornen Götterbilder auf grünem Hintergrunde den schönsten Platz finden. Die Villa verhält sich zum Walde, wie der Tempelbau zu den Bergen. Im Winter erquickt hier den Lustwandelnden die warme Sonne zwischen immergrünen Gewächsen, im Sommer kühlt ihn der plätschernde Springbrunnen, indeß der Blick durch die freien Oeffnungen auf die blaue Sierra oder das Meer mit seinen Inseln oder auf die ruinenbesäte Umgegend fällt. Auch die einst prächtige und bewohnte, jetzt verfallene und halb verlassene Villa hat noch einen süßen elegischen Reiz, z. B. die Villa Este bei Tivoli, im sechszehnten Jahrhundert von dem Kardinal Hippolyt Este angelegt, jetzt durch die majestätischen Cypressen und den Blick von der Terrasse auf die Campagna unendlich anziehend. Einen großen Irrthum aber beging der Marchese Pallavicini, als er bei Genua in einer herrlichen Ufergegend seinen jetzt so berühmten Garten in englischer Weise anlegte: diese hohen Lorbeern und stillen Myrten, die immergrünen und Korkeichen, die Magnolien, Kirschlorbeern und Pinien, die ganze starre Baumvegetation, der lichte

Himmel und die Felsenküste sträuben sich gegen die gewundenen Wege, die Ueberraschungen, Einsamkeiten, Spielereien mit chinesischen Tempeln, unterirdischen Grotten u. s. w. Die echte italienische Villa ist auf dem Lande, wo sie entstand, ganz natürlich, viel natürlicher als die Brücken, zu denen erst das Thal gegraben werden mußte, die Tempelchen, in denen niemand betet, die berechneten stillen Plätzchen, die aufgetragenen Hügel, die nachgeahmten Bauerhütten aus Baumrinde u. s. w., wie sie so manchen Park geschmacklos zieren. Auch die Gärten der Alten bei ihren Villen bestanden in symmetrischer Anlage aus beschnittenen Hecken und geschorenen Bäumen, gradlinigen Gängen, offenen grün eingefaßten Blumenbeeten, und die altfranzösische Gartenkunst eines Le Nôtre und seiner Nachfolger war keine neue Erfindung, sondern gleich dem damaligen Drama, Renaissance und Classicismus, Ausdruck der heitern, nach der barbarischen Phantastik und mystischen Transscendenz des Mittelalters wiedererwachten Freude an Form und Maß.

VII. Thiere.

Daß in einem uralten Kulturlande wie Italien, das seinem größten Theile nach mit Pflanzungen, Gärten und Städten bedeckt ist, die Thiere der Wildniß selten oder ganz verschwunden sind, kann nicht Wunder nehmen. Eben so wenig, daß der nervöse, stadtbewohnende, durch eine seit langen Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Bildung humanisirte, an Pflege der Pflanzen und des Hausthiers gewöhnte Italiener keine besondere Neigung zu den groben Freuden der Jagd und deren Muskelanstrengung und Strapazen empfindet. Es fällt dem Grundherrn in Italien nicht leicht ein, sein Gehege eifersüchtig zu bewachen; Jagdservituten existiren kaum oder werden nicht beachtet. Es giebt wohl noch hin und wieder Wildparks, in denen fürstliche Personen und reiche Barone mit Bequemlichkeit Hirsche und Eber erlegen: doch das ist Kunstjagd, Luxus der Vornehmen, nicht Volkslust. Vielmehr hat man, wie weit in die Ge-

schichte hinauf, so von Italien weit durch viele Zwischenstufen nach Nordosten zu gehen, ehe man zu den eigentlichen Jagdvölkern gelangt — durch dieselben Zwischenstufen, die von dem Travertinquaderbau des Architekturlandes zu den russischen wie Zelte aufgebauten Holzhäusern aus Balken, die leicht aufbrennen und leicht wieder gezimmert sind, und zu den Filzkibitken der Steppennomaden führen. Zwar giebt es in den Gebirgen und Gebirgswäldern, besonders der Abruzzen, der Provinzen Capitanata und Molise, auf Sardinien u. s. w. noch genug Wölfe, gegen welche die Schafheerden von gewaltigen Hunden geschützt werden, aber der Bär, der plumpe Traubendieb, so wie der Dachs, der Verwüster der Maisfelder, ist selten; in der Region der Gesträuche wohnen noch hie und da Rehe und Wildschweine, der Hirsch aber ist ausgerottet; die Moufflons auf Sardinien und Corsika, dem Zoologen so interessant, sind immer seltener geworden, besonders seitdem das weittreffende gezogene Gewehr erfunden worden; die von der Kultur vortheilenden Thiere, der den Kohl benagende Hase, Marder, Iltis, Wiesel, Fuchs, die die Häuser und Hühnerställe umschleichen, sind häufig; in den Kastanienwäldern klettern die flinken Eichhörnchen auf und ab und springen von Baum zu Baum; in manchen Localitäten werden die rasch sich mehrenden Kaninchen zur Plage — aber alles dies verhält sich zu der Masse der Haus- und Kulturthiere wie der freie Wald zu den weiten Strecken angebauten,

von einer dichten Bevölkerung bewohnten und betretenen Erdbodens.

Um so belebter ist der Himmel in Italien, diesem Lande der Vögel und der Vogelsteller. Der Vogelfang ist hier eine wahre nationale Leidenschaft. Besonders im Herbst, wenn die Zugvögel, im Norden durch reichliche Nahrung fett geworden und durch die unterdeß ausgebrüteten Jungen in ihrer Anzahl vermehrt, ihren Weg zurück nach Süden nehmen, da fallen sie zu Hunderttausenden und Millionen den Netzen und Schlingen, den Leimruthen, Pfeifen, geblendeten Lockvögeln und dem tödtlichen Rohr zum Opfer. Die Jäger scheuen die Umständlichkeit der Vorrichtung, die lange Weile des Lauerns und Wartens nicht und erwerben in der nöthigen Manipulation oft eine unglaubliche Geschicklichkeit. Und wie nach dem schon früher Bemerkten eine Menge Pflanzen, von denen die nordische Küche nichts weiß, hier in irgend einem Theil oder in irgend einem Stadium ihres Wuchses eßbar sind und gegessen werden, so dienen auch fast alle Vögel zur Nahrung; die mit gröberem Fleisch würzen die Polenta der Armen und des Volkes, die feinern und zartern füllen die Pastete auf dem Tisch der Vornehmen. Schon in Frankreich kann man beobachten, daß im Gegensatz zu den rindermelkenden Germanen Geflügel eine Hauptnahrung bildet, Hühner, Puter, Tauben u. s. w.: ein Huhn im Topfe, Weizenbrod, Salat, ein Krug Wein ist ein ächt französisch zusammengesetztes

Sonntagsmahl. In Italien haben schon die Alten nicht bloß aus Motiven religiösen Aberglaubens den Himmel und den Flug der Vögel viel beobachtet, sondern auch eine Menge Arten zahmen und wilden Geflügels zur Nahrung verwendet, Hühner, Enten, Gänse, Haus- und Feldtauben, die verschiedenen in Italien vorhandenen Species wilder Hühner, Wachteln, Drosseln, Schnepfen, ja selbst Kraniche, Amseln, Nachtigallen u. s. w. und das heutige Italien hat darin im Vergleich mit den Alten noch Fortschritte gemacht. Wenn trotz aller Nachstellungen die Zahl der geflügelten Luftbewohner sich nicht wie die der größern Landthiere verringert hat, so liegt der Grund in der geographischen Lage, in Kultur und Klima. Italien ist ein großes Durchzugsland für die Wandervögel; manche, die bei uns nur Sommergäste sind, fassen in Süditalien schon festen Stand; der Reichthum an Insecten, an Beeren und Früchten, an Kulturpflanzen giebt allen eine reichliche Nahrung. Wie oft sieht der Wanderer in Italien Raubvögel am blauen Himmel unbeweglich schweben oder ihre Kreise ziehen, den Seeadler über den Uferfelsen, an denen er horstet, spähend, Geier, Weihen, Falken, Sperbe , Habichte u. s. w. ihre Beute verfolgend. Besonders groß ist der Reichthum der Halbinsel an Tauben: die Feldtauben, von denen unsere zahme Taube stammt, in den Höhlen der Berge, der Meeresfelsen, in zerfallenem Mauerwerk nistend, oft in schöner Flucht aus den alten Ufer-

thürmen sich aufschwingend; die scheuen, waldbewohnenden, von Eicheln, Bohnen u. s. w. sich nährenden Ringeltauben; die im Frühlinge aus Afrika kommenden und im Herbste wieder dahin ziehenden Holztauben; die wegen ihrer Treue gepriesenen, geschwinden, lieblichen, gleichfalls in Afrika überwinternden Turteltauben; alle viel gefangen und oft auf der Tafel erscheinend. Unter den zahlreichen Hühnern ist der ächte Vogel des mittelländischen Meeres, der Francolino — so genannt, weil das Gesetz ihm angeblich einen Freibrief gegen Tödtung gewährt — nicht bloß in Süditalien, sondern auch in Smyrna, Cypern und der ganzen Levante als köstliches Wildprett berühmt. Im Herbste kommen in Schaaren die Drosseln (Weindrosseln, Singdrosseln u. s. w.), wenn gerade die Beeren des Wachholders, des Erdbeerbaums, des Lentiscus, so wie Trauben, Oliven und Feigen reif geworden, ungeduldig erwartet, listig umgarnt und während des Winters in Masse verspeist; eben so die fetten, schwerfliegenden, unendlich zahlreichen Wachteln, die bei ihrer Reise nach Afrika jeden Ruhepunkt auf Inseln und an Vorgebirgen aufsuchen und dann den Habichten und Falken und bei nächtlicher Weile den Netzen und Lockvögeln der Menschen als Beute verfallen. In der Umgegend Neapels, z. B. auf Capri und Procida, gehören aufgesteckte Wachtelstangen und Wachtelnetze zu der charakteristischen Staffage der Herbst- und Frühlingslandschaft und die Insel Capri

könnte, wie einst Delos und das Inselquartier von Syrakus, wohl Ortygia, das Wachtelland, heißen. Wie die Israeliten in der Wüste mit Wachteln gespeist wurden, so sollen noch jetzt in der Levante eingesalzene Wachteln als Schiffsproviant dienen. — In den wasserreichen Niederungen an der Mündung der Po-Arme, und wo sonst in Italien stockende Flüsse Sümpfe und Lagunen gebildet haben, da wimmelt es von Enten, Tauchern u. s. w. und zu gewissen Zeiten knallen die Büchsen auf den stillen Wassern von allen Seiten und die Kähne füllen sich mit leichter Jagdbeute. Von den kleinern Singvögeln, den spielenden, hüpfenden Bewohnern der Hecken, Bäume und Dächer, wimmelt in Italien überall ein großes Heer. Die liebliche Lerche wirbelt schon bei Rom in der Campagna den ganzen Winter über (leider wird sie viel weggeschossen, da ihr Fleisch für einen Leckerbissen gilt); zu Anfang des Sommers schmettern in den paradiesischen Thälern die Nachtigallenchöre noch eben so süß wie einst im Hain von Kolonos; Grasmücken, Amseln, Hänflinge, Finken und eine Menge in Deutschland unbekannter Arten beleben zwitschernd mit mannichfachen Stimmen die Saatfelder, das Gebüsch und die Kronen der Fruchtbäume. Nur einige größere Vögel sind selten oder fehlen ganz, wie der Storch — man sieht ihn in Italien nicht, wie in Deutschland, auf den Dächern der Bauerhäuser; der Schwan — er ist ein Vogel des Nordens; die Trappe, die Gans.

Unter den Meeresbewohnern ist vor allen der heiter-zierliche Delphin zu nennen, der musikliebende, sagenberühmte Freund der Menschen. Delphine beleben in närrischer Lustigkeit jede Fahrt durch das blaue Element, der Fischer schont sie, sie helfen ihm beim Fang der Thunfische, sie unterhalten den Schiffer:

Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.

Von den Thieren niederer Ordnung will ich hier nur der Cicade gedenken, da ihr durchdringendes Gezirpe zu dem Eindruck der Sommerlandschaft nicht wenig beiträgt. Sie verstummt um die Tageszeit, wenn die Nachtigall beginnt, und umgekehrt. Ihr „lilienzarter Gesang", wie Homer ihn nennt, der Gesang der „süßen Verkündigerin des Sommers" (nach Anakreon), der „sonneversengten" (nach Theokrit), ist wie die laut gewordene Mittagsglut selbst, die Stimme der im weißen Glanze regungslos ruhenden Natur, Verg. Ecl. 2, 12:

At mecum raucis, tua dum vestigia lustro,
Sole sub ardenti resonant arbusta cicadis. —

Hat auf die erwähnte Weise der Anbau in Italien das Gethier der Wildniß ausgerottet oder ihm den Raum geschmälert, so treten dafür in jeder landschaftlichen Scene die Haus- und Kulturthiere ein, malerisch, form- und stilvoll, das Naturbild ergänzend,

ohne es zu stören. In Mittelitalien fällt dem Fremden zunächst der Stier auf, mit armlangen Hörnern und glatter Haut und von silbergrauer Farbe. Wenn er wiederkäuend im Schatten einer alten Mauer daliegt, ganz Sättigung und Reproduction ausdrückend, gleicht er einem antiken Thierbilde, z. B. in Mithrasdarstellungen; wenn ihrer zwei den Pflug durch den fetten schwarzen Acker ziehen, von dem halbnackten Ackerer im Strohhut geleitet, und die ganze Gruppe sich in einiger Entfernung gegen den lichten Himmel abhebt, glaubt man ein Bild der Urzeit, ein ins Leben getretenes antikes Basrelief zu sehen. Oft begegnet in Süditalien auch das Paar Stiere, wie sie mit dem Ringe durch die Nüstern und das hölzerne Joch quer über den Nacken tragend den schweren Wagen ziehen, dessen zwei ungeheure hölzerne Radscheiben, die tympana, sich in uralter Weise mitsammt der Achse knarrend fortwälzen, Verg. Georg. 1, 163:

magnaque Eleusiniae matris volventia plaustra.

Unbekannt waren den Alten dagegen die Büffel, die jetzt in der römischen Campagna, in den pontinischen Sümpfen u. s. w. so häufig sind. Mit rückwärts gebogenen, anliegenden, kurzen Hörnern, in dem schrägen dumm-tückischen Auge eine Thräne, schreiten die Büffel in Heerden, die der Hirt mit langem Stachel regiert, oder liegen in der heißen Zeit bis an den Kopf in dem kühlern Sumpfwasser oder schleppen mit gewaltiger

Zugkraft langsam den hochgethürmten, mit Garben und Menschen beladenen Erntewagen. In der Campagna sind durch Zäune hin und wieder Asyle gebildet, hinter denen der Wanderer vor der Wuth dieser Thiere, die wohl gebändigt aber nicht gezähmt sind, sich birgt. In den einsamern Sumpfgegenden, z. B. um Pästum, sollen sie indeß folgsam sein, bis sie in die Gegend von Neapel getrieben werden, wo der Wechsel der Gegenstände und der Lärm der Menschen sie aufstört und wild und wüthend macht.

Das eigentliche Charakterthier für die gebirgigen Landschaften Italiens und Griechenlands ist aber nicht das Rind, sondern neben dem Schafe die kletternde, knoppernde Ziege. Sie bedarf nicht des saftigen, feuchten Wiesengrases, sondern nährt sich auf- und abspringend von der Strauchvegetation und den harten würzigen Kräutern, die an den heißen Bergwänden sprossen, am liebsten von dem immergrünen Arbutus, der unserem Heidekraut auf Trockenbergen entspricht. Ueberaus malerisch hängen diese Ziegenheerden weidend über den Felsabstürzen; Abends geht der Hirt, in struppiges Ziegenfell gekleidet und selbst einem aufrechtstehenden Bock nicht unähnlich, blasend mit der Tuba voran und seiner ländlichen Musik drängt sich von allen Seiten blöckend und meckernd die Schaf- und Ziegenheerde nach, um in der Hürde gemolken zu werden. In den kleinern Ortschaften des Südens bekommt der Reisende zu seinem Kaffee nicht leicht an-

dere als Ziegenmilch, die ihm anfangs nicht behagt, an deren gewürzigem Wohlgeschmack er später aber um so größeres Vergnügen findet. In den bergigen waldlosen Gegenden des Südens ist die Ziege in der That das durch die Umstände angezeigte Haus- und Heerdenthier des Landmanns, das ihn kleidet und nährt (drei Ziegen sollen dem Ertrage nach etwa einer Kuh gleich sein, fordern aber viel weniger Wartung und Aufwand): sie selbst aber ist wiederum Schuld, daß kein Wald wieder aufkommen kann; besonders nach den jungen Sprossen der aufschießenden Bäumchen lüstern, tödtet sie die Baumvegetation im Entstehen *). Uebrigens war die Ziegenzucht im Alterthum schon ganz so verbreitet, wie noch jetzt, und zahlreiche Stellen der alten Dichter malen uns das Leben der Ziegenhirten, so wie das ihrer springenden Zöglinge noch ganz mit den heutigen Zügen. Ein ächtes Ziegenbild enthalten z. B. die Verse des Theokrit 5, 128:

Cytisus fressen bei mir und Geisblatt immer die Ziegen,
Wandeln auf Mastixlaub und ruhn in den Arbutussträuchern,

und die ganz ähnlichen des Horaz, Od. 1, 17, 5:

---

*) Harum dentes, sagt Varro de r. r. 2, 3. von den Ziegen, inimici sationis, und übereinstimmend Vergil, Georg. 2, 196: urentes culta capellas.

Impune tutum per nemus arbutos
Quaerunt latentes et thyma deviae
Olentis uxores mariti.

Auch Vergils Ziegen hängen weidend an der struppig bewachsenen Felswand über dem im Schatten ausgestreckten Hirten, Ecl. 1, 75:

Ite meae, felix quondam pecus, ite capellae!
Non ego vos posthac, viridi projectus in antro,
Dumosa pendere procul de rupe videbo!

und nähren sich von Baumsprossen und dornigem Gewächs, Georg. 3, 314:

Pascuntur vero silvas et summa Lycaei
Horrentesque rubos et amantes ardua dumos —

und auch schon damals schritt der Hirt, wenn der Abend gekommen, blasend voran und die Heerde folgte (Voß zu Verg. Ecl. 2, 23). Aus Theokrit ersieht man, daß die Insel Sicilien schon um das Jahr 300 v. Chr. von Ziegen bevölkert und also schwerlich viel mehr bewaldet war als jetzt. Attika war zur Zeit der höchsten Blüthe, wie häufige Erwähnungen beweisen, ein dürres, wasserloses Land der Ziegen, und der Pentelikon und Hymettus mit Arbutus und Kappernsträuchern, in denen die Ziegen naschend kletterten, bewachsen wie noch heut zu Tage. Ja schon der alte Homer weiß von Ithaka, der Felseninsel, daß sie von Ziegen beweidet wird (Od. 4, 600 ff.), und drückt dies so aus, daß wir sehen, die Heimath des Odysseus

habe sich hierin von den übrigen griechischen Inseln nicht wesentlich unterschieden. Unter den vielen Inseln, die nach den Ziegen benannt sind, wollen wir hier nur das in neuester Zeit so berühmt gewordene Felseneiland Caprera nennen.

Dieselbe Natur, die die Verbreitung der Ziege, der Genossin des Armen, begünstigte, hat auch den Esel zum allgemeinen Hausthier und Lastträger gemacht. Selten wird der graue genügsame Langohr, auf dem Sancho Pansa ritt, in den Ländern am Mittelmeer in irgend einem Landschaftsbilde, wo nur Menschen und menschliche Wohnungen in der Nähe sind, als Staffage fehlen, bald wie er ruhig an der Hecke dasteht und ungeheure Stacheln, mit denen man ein Kalb abstechen könnte, im Maule umdreht und verzehrt, bald wie er mit gleichschwebenden Körben und Fäßchen beladen, vom Treiber mit dumpfen Rufen oder auch mit dem Stachel ermuntert, zur Stadt schreitet oder trippelt, bald wie er von der graziös sitzenden jungen Frau gelenkt wird und dazu klug mit den langen Ohren, die jede Seelenregung alsbald verrathen, auf- und abtelegraphirt u. s. w. — meistens feuriger, als bei uns, ja wahrhaft edel und zierlich in Gestalt und Gang und je weiter nach Süden, desto weniger den Jammergestalten in deutschen Bädern zu vergleichen.

Die Genügsamkeit und die Sicherheit im Klettern durch die Berge giebt in diesen Ländern auch dem Maulthier, das schon Homer und das Alte Testa-

ment kennen, den Vorzug vor dem Pferde, welches letztere bei den Alten weniger das arbeitende Zugthier als der edle Kriegsgefährte des Menschen war: bellator equus. Ein Zug bepackter Maulthiere im Gebirge, hoch über der schroffen Felswand sich fortbewegend und von charakteristischen mulattieri begleitet, oder da wo es gute Straßen giebt, ein Wagen mit vier raschen, schellenbehängten Maulthieren bespannt — gewährt ein schönes, malerisches Bild.

VIII. Pro populo Italico.

Sollen wir jetzt auch über das Menschenleben in Italien einige Worte hinzufügen, so ist dasselbe so oft von Reisenden geschildert — da sich es weniger zu verbergen scheint als anderswo — und von Halb- und Ungebildeten, auch wohl von Interessirten so widersprechenden Urtheilen unterworfen worden, daß man sich mehr abgeschreckt als aufgefordert fühlt, dies Thema von neuem zu behandeln. Wer an der folgenden apologetischen Darstellung Aergerniß nimmt, der findet den gewünschten feindseligen und wegwerfenden Ton zur Genüge in Schriften und Tagesblättern einer gewissen Art (z. B. in Bogumil Goltz, „des deutschen Kleinstädters von der preußisch-polnischen Grenze", bekanntem Buche: Der Mensch und die Leute, Leipzig 1858).

Ganz allgemein gesprochen ist der Mensch in Italien von schönerer, edlerer Race als der germanische

Nordländer. Damit wollen wir nicht sagen, daß nicht in einer bestimmten Phase des allgemeinen Kulturprozesses der Menschheit ein Stamm von gröberem Stoffe fähiger sei, die von dem Moment geforderte Arbeit zu verrichten, die dem Jahrhundert grade vorliegende Aufgabe zu lösen und folglich die Herrschaft zu führen, sondern nur, daß der Italiener in der Stufenreihe, die von den niedersten Typen zu immer edlern Organismen aufwärts führt, eine höhere Stelle einnehme, eine geistigere, reicher vermittelte Menschenbildung darstelle als z. B. der Engländer. Eine zweite Beschränkung ist in folgender Regel enthalten. Man hüte sich wohl, bei Vergleichung von Völkerindividuen eine zu kurze Entwickelungsreihe oder eine willkürlich gewählte Epoche zu Grunde zu legen: ein im Uebrigen unparteiischer Beobachter, der aber etwa im siebzehnten oder in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hätte, würde ohne Zweifel die Sphäre des deutschen Genius zu eng umgränzt und Deutschlands poetischen und wissenschaftlichen Beruf, der sich gegen Ende des letztgenannten Jahrhunderts so glänzend bewährte, nothwendiger Weise verkannt haben. Würde nicht, wer nur die Zeit Dante's und die kolossalen Quadern florentinischer Stadtburgen oder die Epoche Benvenuto Cellini's und Michelangelo's im Auge hätte, die Toskaner für ein Heldengeschlecht halten, sie, denen man jetzt, je nachdem, Milde nachrühmt oder Weichlichkeit vorwirft? Wer errieth in den tändelnden, fri-

vollen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts die Charakterenergie und die ungeheure geistige Productivität der Revolution? Ganz ebenso ist für den jetzigen Beurtheiler Gefahr vorhanden, daß er etwaige Mängel des italienischen Charakters, die vielleicht nur die ephemere Folge politischen Mißgeschickes sind — denn es ist nicht wahr, daß ein Volk sich seine Geschichte allein aus dem Grunde seines Naturells herausschaffe, diese resultirt vielmehr auch aus der allgemeinen Weltlage — eben diesem Naturell zur Last lege und eine unter günstigen Umständen vielleicht große und glänzende Zukunft außer Rechnung lasse.

Der Deutsche, wenn er Italien betritt und den Italiener sprechen, handeln, in Ruhe und Geschäft sich darstellen sieht, erhält durchaus den Eindruck einer ganzen und unmittelbaren Existenz, deren Aeußerungen sich in natürlichem Flusse nothwendig und leicht vollziehen — sowohl geistig als leiblich. Er selbst, der Sohn des Nordens, ist ein so schwankendes, gebrochenes Geschöpf: Dämmerschein des Bewußtseins reicht bei ihm bis in die Tiefen, wo die Gefühle, die Entschlüsse geboren werden, und kränkelt ihnen im ersten Keime Blässe und Unbestimmtheit an; bald ergiebt sich ein Ueberschuß des Geistes, wo allein organische Function sich vollziehen sollte, bald ist ein Glied, eine Muskelbewegung, ein Gesichtszug von der Seele gleichsam nicht durchleuchtet, von ihr unabhängig, also eckig, roh, plump, mechanisch, bald endlich ist der ganze Apparat

von Anfang an zu grob construirt und reagirt gegen die Reize der Welt zu langsam oder gehorcht den Regungen des Gehirns nur spät und gleichsam widerwillig. Anders bei dem Menschen südlich der Alpen, dem Italiener. Seine Erscheinung drückt eine Geistes- und Empfindungsfülle aus, die bei Bildung des organischen Leibes in ihrem Erguß nicht aufgehalten worden, sondern sich volles sinnliches Formdasein gegeben hat. Der physiognomische Typus ist edel; alles eigentlich Brutale ist getilgt und tritt nie, auch in unbewachten Augenblicken nicht wieder hervor. Man vergleiche die Bildnisse Tizians mit den gleichzeitigen Holbeins oder das große an Portraitfiguren reiche Gemälde von Bonifazio: Uebergabe der Schlüssel von Verona an den Dogen von Venedig — mit der Zusammenstellung von Reformatoren und ihren Zeitgenossen bei Lucas Cranach: dort die prächtigsten Charakterköpfe, hier lauter treue, viereckige Doggengesichter. Wären die Modelle zu den beiden Mädchenköpfen von Riedel in der Münchener neuen Pinakothek wohl in Deutschland zu finden gewesen? Das italienische Knochengerüst ist feiner als das deutsche; reineres Gleichgewicht trägt jeden Theil; elektrisch, blitzartig zuckt jede Lebensregung, jede Gemüthsaffection durch das Nervennetz und die Muskelfaser. Hier ist die Heimath schöner Gesangstimmen, ein Zeichen edler Organisation. Die Rede ist taktvoll, das Verständniß schnell, das Benehmen angemessen, Haltung und Anstand von an-

geborener, ungesuchter Würde. Der Geringste aus dem Volke braucht Wendungen, bewegt sich in Formen, faßt sich mit einer Geistesgegenwart, daß der schwerfällige deutsche Gelehrte, dem Vieles gegeben ist, nur nicht der feine Sinn für Takt und Darstellung, den Kopf schüttelt und wohl auch hin und wieder, ohne es sich gestehen zu wollen, von dem beschämenden Gefühl der eigenen Inferiorität beschlichen wird. Man richte dagegen z. B. an den hannöverschen Häusling eine Frage: es vergehen Minuten, ehe das Wort bis an sein Gehirn gelangt, dort die nöthigen Veränderungen bewirkt und dann gewöhnlich als ein langgedehntes „Kannitverstan" oder als Gegenfrage wieder zurückkommt. Nicht bloß seine Geistesoperationen gehen langsam von statten, auch die begleitenden Gebärden tragen die Spuren der Arbeit, erscheinen wie Druck, Schlag, Schub, Zug oder wie von der Gravitation niedergezogen. In Italien aber stellt sich der Bettler selbst als ein König im Elend dar; nachlässig hingegossen sitzt in reinen Sculpturlinien das Mädchen auf dem abgebrochenen Säulenstück am Wege, sinnend ruht der klare Blick des am Stabe gebogenen Hirtenjünglings auf der Ferne, in einfältiger Majestät schreitet die Frau mit dem Säugling im Korbe auf dem Haupt, trotzig steht der junge Bursche da; beide Hände in den Gürtel gesteckt — lauter herrliche Heldengestalten, Bilder aus dem Alterthume und seiner Kunst. In keinem Lande wissen die Frauen des Volkes ihr Haar

so reizend, mit so edler Simplicität aufzustecken als in Italien, nirgends der Mann den Mantel umzuwerfen, die Lumpen selbst mit Stolz zu tragen wie hier. Man sehe dort die Gruppe Männer auf dem Markte, tief verhüllt, mit spitzen Hüten auf dem Haupt, ernst und schwarz, halblaut Worte austauschend — ob es nicht Römer des Forums sein könnten, ehrfurchtgebietende Senatoren, Republikaner in der Verschwörung? Dort die Mädchen, nach dürftiger Musik unter freiem Himmel auf staubiger Landstraße tanzend — welche Grazie, welches Maß, Bacchantinnen, Nymphen, direkt aus einem antiken Basrelief in die Wirklichkeit versetzt, mit demselben Faltenwurf, demselben Schwung der Linien, der Säume und Gewänder. Dort die andern, unten am Bache waschend, ihre bunten Tücher am Gesträuche aufhängend — ein reizendes Gewimmel von Farben, Beugungen und Neigungen der schlanken Leiber, fröhlichem Gelächter und wiederspielenden Schatten! Das alte Weib dort, dürr, quittengelb, mit spitzen Zügen, Runzeln in der pergamentartigen Haut und struppigem Haar — wie ist sie bei aller Häßlichkeit doch so charakteristisch, eine echte Hexe, die man gleich auf die Leinwand bannen möchte! In der Schenke hier — wie lustig ist der Weinrausch, wie voll launiger Possen, auch voll heftiger Leidenschaften, aber alles Andere eher als roh und gemein. Ueber einen eigentlich Trunkenen, wenn ein solcher sich finden sollte, — es wird in den meisten Fällen ein eingewanderter Handwerksbursch

oder ein abgedankter Schweizersoldat sein — lacht niemand; Jeder wendet sich entrüstet weg und macht seinem Ekel mit einem puh! oder brutto! Luft. Man vergleiche italienische Volkskomik, die hier altheimische und je nach den Landschaften in eigener Gestalt auftretende Posse mit englischen populären Schauspielen, wo auf der Bühne Prügel und Besoffenheit den Nerv des Humors abgeben, indeß vom Zuschauerraum Wiehern, Grunzen und Heulen das Echo bilden. Man vergleiche italienisches Volksgedränge mit zusammengelaufenem englischen mob und beider Benehmen z. B. bei öffentlichen Hinrichtungen. Daß die vielen Volksschulen in Preußen, wo jeder Dorftölpel außer Lesen und Schreiben auch noch ein Schock Bibelsprüche auswendig gelernt hat, nicht schon menschliche Bildung geben und den Kern dieser nordischen Sandsteppenbewohner, über die der Freiherr v. Stein so ungünstig urtheilte, erweichen, haben zahlreiche Gelegenheiten, wo officielle Schaustellungen oder populäre Feste die Bevölkerung auf die Straße lockten, selbst in der Hauptstadt bewiesen. Nirgends aber offenbart sich die Liebenswürdigkeit und Humanität des italienischen Volkes schöner als gerade bei öffentlichen Festen, wo Tausende zusammenströmen und ganz sich selbst und ihrem eigenen Anstandsgefühl überlassen sind. Im römischen Karneval — wenn er noch einmal zu Stande kommt — geht unter den dichten Massen Scherz und Ausgelassenheit aller Art und in aller Gestalt um; den Nächsten zu foppen, den

Bayerische Staatsbibliothek München

Achtlosen zu überraschen ist die Losung eines Jeden, und doch — wird auch nur eine Scheibe zerschlagen, eine Dame gekränkt, wird ein Unmaß oder eine Ungebühr begangen als etwa von einem angereisten jungen Laffen aus Großbritannien? und verspottet sich nicht Jeder zugleich selbst mit, mit ächtem Humor, und giebt komisch sein Ernstes und Heiligstes preis, im Bewußtsein, daß es ihm doch unverlierbar ist? Und welcher angeborene Schönheitssinn schmückt und ordnet überall diese Feste, seien es Kirchenfeierlichkeiten oder ein Feuerwerk oder ein Fest der Blumen, wie das von Genzano, der Thiere, eines Madonnenbildes, um die Springbrunnen, bei einer Kapelle, außer der Stadt oder an einem bestimmten Tage und auf einem bestimmten Platze innerhalb derselben! Man hat oft von dem rohen niedern Volke im Schooß unserer großen Städte, wenn es einmal aufstünde und Herr würde, den Untergang der Civilisation und eine allgemeine Zerstörung befürchtet: ich weiß nicht, ob diese Gefahr einer angeblich an unser Thor pochenden Wildheit eine eingebildete ist oder nicht, aber für Italien besteht sie sicherlich nicht. Der Verfasser wohnte einmal einem Volksfeste in der großen von Napoleon erbauten Arena in Mailand bei, die viele tausend Menschen faßt und an diesem Tage bis auf den letzten Platz gefüllt war. Die ungeheure Menge war während der Tombola von den mannichfachsten wechselnden Gefühlen belebt, Neid, Freude, Spott, Jubel, Ueberraschung u. s. w., und

Bayerische Staatsbibliothek München

„wie im Meere Well' auf Well'" lief der Ausdruck derselben in Händeklatschen, Ausrufen, Zischen, Gelächter durch die unabsehbar amphitheatralisch sich übereinander erhebenden Reihen. Das Schauspiel, das darauf folgte, war sehr schön, den wunderbarsten Theil desselben aber bildete für den Fremden jene menschlich heitere, mit angeborenem Takt sich selbst beherrschende, von keiner Polizeigewalt gehütete Zuschauerschaft. Hin und wieder, in langen Intervallen, stand ein unbeweglicher granatiere mit der Flinte da, mehr zur Zierde als zur Abwehr — das war Alles. Es war stockfinster, als das Schauspiel zu Ende ging und die Menge durch die Thore auswärts und zurückströmte. Aber auch die Nacht verleitete niemand zu irgend einem Unfug, selbst im Gedränge des Ausganges zu keinem jener Merkmale der Ungeduld, wie sie sich in ähnlichen Fällen, z. B. in Hamburg, in Gestalt von Rippenstößen oder Faustschlägen dem Unglücklichen, der unter das Volk gerathen, kund thut. Und diese Mäßigung ist nicht etwa Phlegma, denn der Italiener ist im Vergleich mit dem lymphatischen Deutschen ein empfindlich reizbares, heißblütiges, heftig begehrendes und verabscheuendes Geschöpf. Völlig fremd ist ihm das deutsche Philisterium, ganz undenkbar das Temperament jener phantasielosen und politisch und religiös wohlmeinenden Söhne der Gewohnheit, die mit allen Tugenden der Gewöhnlichkeit ausgestattet, ehrenwerth durch Mäßigkeit der Ansprüche, langsam in der Auffassung,

sich bescheidend in dürftigem Auskommen, die von den Vätern überkommene Last bürgerlicher Vorurtheile mit rührender Geduld ihr Leben lang weiterschleppen. Eben so wenig ist der Italiener durch Amt, Stand, Beschäftigung zu einem bloßen Fragment gemacht, das nichts enthält, als was das ihm aufgedrückte Berufszeichen aussagt. Solche verhockte, versessene, verkümmerte, schief gewachsene, in Akten- und Bücherstaub verdorrte, in Handwerks- und Gewerbesbanden verkrüppelte, in Haus- und Familiengeist verweichlichte halbe und Viertelsmenschen, wie bei uns, trifft man in Italien nirgends. Der Italiener, er treibe welches Geschäft er wolle, bleibt immer ein voller und ganzer Mensch. Die Gründe für diese Erscheinung sind mannichfach. Zuerst das milde Klima, der Aufenthalt im Freien, dann die mehr öffentliche Sitte, der sociale Sinn. Die Kinder laufen fast nackt herum, die Jugend verfließt fast ganz auf der Straße; dem armen Bauern, dem gedrückten Pächter leuchtet doch auch die warme Wintersonne; Lasten trägt sein Esel für ihn; seine Kleidung ist mehr ein loser Umwurf, in dem die Glieder sich frei bewegen; seine Frau ist nicht in die hundert Binden und Tücher gewickelt, er selbst nicht in die knöpfebesetzten Hosen und Wämser und die ungeheuren Ledercylinder, Stiefel genannt, gezwängt, wie Bauer und Bäuerin anderswo; beide begraben sich auch Nachts nicht in und unter die fürchterlichen Gänsefederbetten, in denen die Ausdünstung stockt. Der

Schuster, der Schneider, alle Handwerker arbeiten halb oder ganz auf der Straße, sie nähren ihr Blut nicht mit der verdorbenen Luft hinter blinden Scheiben in der Ofenhitze oder gar in Kellerwohnungen, wie so oft der unglückliche deutsche Zünftler. In den Gegenden freilich, wo Malaria herrscht, da schwanken auch in Italien todbleiche Menschen umher; dafür aber fehlen Branntwein und Syphilis, diese beiden Würgengel der modernen Menschheit, oder gehen wenigstens in milderer Form um. Die barbarische Indianersitte des Rauchens hat in Italien freilich sehr um sich gegriffen, wird aber wieder durch das Leben im Freien erträglicher gemacht; die häßliche Verirrung des Tabackschnupfens, wie es scheint aus Spanien eingeschleppt, ist aber bis auf die Dörfer hin verbreitet und ein Tribut, den auch Italien moderner Kulturbarbarei zollt. Da es in dem Lande noch wenig Fabriken und keine Kohlenminen giebt, so fehlen auch die Fabriksclaven und die englischen Kohlenarbeiter unter der Erde, diese Repräsentanten tiefster Entwürdigung unseres Geschlechts. Wie in allen romanischen Landen, sind sich auch in Italien alle Stände nahe gerückt und durch gleichen Anstand verbunden: der Officier und der Gemeine sitzen in demselben Kaffeehause an demselben Tische; der Signore und sein Gärtner leeren gemeinsam in der Laube ihre Bottiglia; der Untergebene spricht höflich, doch nicht unterwürfig und kriechend mit dem Obern; der Bauer, wenn er auch oft

einen durchdringenden Knoblauchgeruch um sich verbreitet, die arme Strohflechterin oder Seidenspinnerin, wenn sie auch arg von der Sonne gebräunt ist, bewegen doch die Arme und neigen das Haupt so vornehm, daß der Herr Fürst von Schwarzenstein, die Frau Gräfin von Eichenfels und die Baronin von Falkenburg, für so viel sie sich auch in ihrem Lande halten, gewiß von ihnen lernen könnten. Umgekehrt benehmen sich auch wieder die höhern Stände gegen die niedern mit einer Achtung und Zartheit, die nichts mit dem anderswo gebräuchlichen schroffen Uebermuth gemein hat. Zu alle dem, bei dem natürlichen Reichthum des Landes, die geringere Arbeit überhaupt, die zum Unterhalt der Menschen nöthig ist, die vielen Feste, das Pfaffenregiment mit seiner Maxime: „leben und leben lassen," die leichte Pflanzenkost, der heitere Sinn, der, wie schon Göthe bemerkt, über Weinländern in der Luft zu schweben scheint u. s. w. Hier krümmt sich der Mensch nicht unter der Peitsche der Noth, die im nordischen Winter einen Theil der Bevölkerung häßlich und blöde macht. Faulheit ist dem Italiener noch erlaubt und diese gütige Göttin erhält ihm seine Gesundheit.

Doch hier höre ich die Einwürfe, die Zweifel, die schon bisher mit Mühe zurückgehalten worden, von allen Seiten laut werden. Die Italiener sind eine verschmitzte, tückische, geld- und rachgierige, zu fauler Bettelei geneigte, abergläubische, schmutzige, indolente,

tief gesunkene Race — so hat schon mancher Tourist und Bücher- und Zeitungsschreiber geurtheilt, sei es, daß er als gewesener Schweizer-Offizier das liberale Gesindel, welches zu bewachen er bezahlt worden, pflichtschuldig verachtete*), sei es, daß er als Britte die technisch-ökonomische Zweckmäßigkeit des äußern Lebens, wie sie sein Vaterland in solcher Vollendung besitzt, in Italien vermißte, sei es, daß er als großsprecherischer Preuße Alles besser wußte, wie in älterer Zeit Nicolai, in neuerer der schon genannte Bogumil Goltz, sei es endlich — die schlimmste Sorte von allen — als verkappter Schildknappe der Wiener Staatskanzellei oder des Münchner Hofadels oder des unter den Flügeln beider gegründeten, auf die gebildete Dummheit mit Glück speculirenden großen Augsburger Fälschungslaboratoriums, das schon seit einem halben Jahrhundert bemüht ist, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen.

Zur Bettelei geneigt — leider wahr, wir können es nicht leugnen. Bettelei ist in den meisten Fällen süßer als Arbeit, und welche Nation wäre nicht dazu geneigt? Bettelei ist das charakteristische Zeichen des Dogmas, das auf den Himmel weist, und der feudalen

*) Die Schweizer betrachten Italien überhaupt als ihre Domäne, die sie als Kaufleute und Fabrikherren nach Kräften ausbeuten. Man hat sie mit Recht die Armenier Italiens genannt. In Mailand hielten sie es mit den Oesterreichern und hatten auch sonst für die Freuden und Leiden des Landes und der Nation kein Herz.

auf Ungleichheit basirten Gesellschaft. Noch im vorigen Jahrhundert waren alle Straßen und Wege Europas mit Lumpen und Bettlern überfüllt und erst die centralistische Polizei, der man jetzt so viel Böses nachsagt, hat uns auf Spaziergängen und Reisen von dieser häßlichen Plage befreit. In Italien ist in der neuesten Zeit auch in dieser Beziehung ein augenfälliger Fortschritt gemacht worden. Die bisherigen Regierungen, sowohl die Bourbonen als die Vettern Lothringens, von Mönchen umgeben, nur darauf bedacht, ihre Herrschaft in Händen zu behalten, suchten die Quellen des Bettelwesens, Zoll- und Gewerbeschranken, Reiseverbote, Lotto, Klöster, andächtiges Nichtsthun, Wallfahrten, Almosen, kirchliche Speisungen und Schenkungen u. s. w., eher zu erweitern als zu verstopfen. — Ueber italienische Faulheit ferner richtig zu urtheilen, ist auch nicht so leicht, als Mancher wähnt, der nicht über den Schein hinauskommt. In welchem Lande freilich trifft man so viel Maulaffen in den Straßen, als hier — denen man zurufen möchte: Wollt Ihr gleich zur Arbeit, Tagediebe, was thut Ihr gaffen? Wo sind so viel Müßiggänger zu allen Tagesstunden in und vor den Kaffeehäusern versammelt, als in Italien? Da liegen mitten in der Arbeitszeit die Schläfer ausgestreckt auf den öffentlichen Plätzen, vor den Kirchenportalen, auf allen Stufen und Treppen; da sitzen ganze Reihen Schaulustiger und verlieren die kostbare Zeit; bei dem geringsten Ereigniß und Wortwechsel

auf der Straße strömt von allen Seiten der Chorus herbei, starrt mit schwarzen Augen neugierig hin und nimmt sich Zeit die Entwickelung abzuwarten. Wie schaffen sich alle diese den Unterhalt? Wer verrichtet die Arbeiten, von denen der Bestand der Gesellschaft abhängt? Muß nicht Verarmung und Entvölkerung die Folge sein? — Sieht man wieder umgekehrt auf die mühselige und sorgfältige Bodenbenutzung, bei der nichts verloren gehen, kein Augenblick versäumt werden darf, auf den Kampf des Menschen mit sterilem Felsengrund, auf das gespannte ländliche Pachtsystem, bei dem nur die äußerste Anstrengung die Familie vor dem gänzlichen Ruin retten kann — sind dies nicht auch Italiener? Wie unermüdlich ist der Handwerker, wie betriebsam der Kaufmann! wie jagt der Geschäftsmann unausgesetzt dem Erwerbe nach! wie überwältigt der Richter, der Advocat die schwere Last der Acten! wie ist der Gelehrte in das Archiv, das Laboratorium, in sein Museum gebannt! Besuche macht man nur am späten Abend, um niemand in seinem Geschäfte zu stören — so sagt schon der ehrwürdige Mittermaier in einem Buche voll trefflicher Charakteristik*). Diese ungeheuren Mauern und zahllosen hochgethürmten Städte, diese Palläste, Brücken, Kunststraßen, Wasserbauten sind die Frucht italienischer Arbeit, so wie auch der trotz der allerungünstigsten Verhältnisse nicht un-

---

*) Italienische Zustände, Heidelberg 1844. S. 15.

bedeutende Nationalreichthum durch productiven Fleiß hat erworben werden müssen. Die emsige Arbeit der Lombarden und Venetianer hat viele Jahre lang mit ihren Zwanzigern dem unersättlichen Wiener Fiscus Nahrung geben müssen, der wohl wußte, daß die italienischen Provinzen die reichsten des Kaiserstaates waren. Wir sehen die Italiener auf der Straße im müßiggängerischen Nichtsthun, blicken deßhalb auf sie herab und vergessen, wie viel Stunden wir ungesehen zu Hause in der Gemächlichkeit des Schlafrocks, mit Weib und Kindern, in bequemer Gemüthlichkeit, bei Lectüre der Gartenlaube, im Gespräche mit dem Nachbar Michel, mit wenig Witz und viel Behagen verträumen und verdehnen, von der Bierkanne und dem breiten Schmausen gar nicht zu reden. Man schlage in Italien dem ersten besten Faullenzer auf der Straße ein Geschäft oder eine Hülfleistung vor, bei der etwas zu verdienen ist, man gebe ihm auf, eine Bestellung auszurichten oder ein schweres Gepäck zu tragen, und man wird sehen wie er aufspringt und mit Begierde, mit funkelnden Augen die dargebotene Gelegenheit zum Erwerbe ergreift. Denn man nenne ihn nun träge oder nicht, passive Bequemlichkeit liegt nicht in seiner Natur.

Aber nicht bloß faul, auch verschmitzt, tückisch, betrügerisch soll er sein; wälsche Arglist ist ein beliebtes Stichwort. Gewiß ist mancher deutsche Reisende, der in Italien noch ein Neuling war, arg übervortheilt

und schmählich überlistet worden. Der ungeschlachte Fremdling, der nichts merkt, der die Rolle des Riesen in den alten Märchen spielt und am liebsten gleich dreinhauen möchte, reizt den Italiener unwiderstehlich zur Spitzbüberei. Dazu die Meinung von seinem ungeheuren Reichthum, mit dem er, der Barbar, doch nichts anzufangen weiß. Uebrigens darf das Benehmen der Facchino's und Oste's gegen den lordo aus England nicht verwechselt werden mit dem Verhalten der Italiener unter einander — da fällt viel weniger Betrug vor, denn sie kennen sich gegenseitig und der Versuch löst sich in Lachen auf; es ist wie ein Spiel des Witzes und Scharfsinns, in welchem Jeder den Andern zu übertreffen sucht. Wir glauben, daß der lebhafte Italiener gar nicht so weit Heuchler ist, daß nicht eine Tücke, die er im Herzen führt, in den Zügen seines Gesichts und dem Blick seiner Augen dem Menschenkenner sich verriethe. Auch widersteht er einer Berufung auf seine Ehre, auf Würde der Gesinnung, besonders wenn sie in etwas pathetisch-rednerischer Form auftritt, nicht leicht: da erwacht sein Stolz, da regt sich sein Sinn für das moralisch Große und Prächtige und man kann sicher sein, daß er aus dem Versteck hervortritt. Wer die Italiener zu nehmen weiß, der findet in ihnen die liebenswürdigsten und zutraulichsten Menschen, die, wenn man ihnen freundlich zuspricht, auch gern Vernunft annehmen; aber das hochfahrende

Wesen der meisten Reisenden, verbunden mit Unkenntniß der Sprache, die Heftigkeit und der Ausdruck der Verachtung, die Schimpfwörter und Drohungen sind grade das Mittel, Kutscher, Verkäufer u. s. w. in ihren unbilligen Forderungen zu bestärken. „Hier will ich nur gleich bemerken," heißt es bei Arnold Ruge, „Aus früherer Zeit," 3, S. 392: „daß ich kein gutherzigeres und gefügigeres Volk kenne als die Italiener, die Wirthe und Kutscher gar nicht ausgenommen, daß ich ein ganzes Jahr lang immer mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden und mich fast nie mit ihnen überworfen habe. Wer sie freundlich behandelt und vernünftig mit ihnen redet, ist ganz sicher, eben so von ihnen behandelt zu werden, und die vielen Klagen über die Italiener haben alle ihren Grund in der Ungeschicklichkeit und Unliebenswürdigkeit der Klagenden. Der Italiener hat vielleicht noch mehr Humor und Biederkeit als der Franzose und ist durchschnittlich eben so gesetzt und bedächtig als der Deutsche u. s. w." Bei alle dem wollen wir gern zugeben, daß jene gradsinnige Treue, deren wir uns rühmen, in Italien seltener zu finden ist, schon weil der Italiener bei heftigem Begehren viel zu klug ist, um, wenn Hindernisse entgegenstehen, nicht zu Seitenwegen sich verführen zu lassen.

Aber auch grausam ist er, wenn wir Vischer in seinen „Neuen kritischen Gängen" trauen wollen. Er hat in

Mailand in der Nähe des Doms geblendete Singvögel feil bieten sehen und benutzt diesen Umstand als Zeugniß für den grausamen Sinn des Volkes, vergißt aber, daß die geblendeten Thierchen Lockvögel waren, geblendet zum Behufe der Jagd, nicht aus Freude an der Sache, und daß wer alle Missethaten des Menschen gegen die Thiere, wenn es sich um Jagd, Nahrung u. s. w. handelt, aufzählen wollte, viel zu thun hätte. Wahr ist, daß der Italiener, besonders im Süden, gegen Pferd und Esel oft unbarmherzig ist: es hängt dies mit der antiken, objectiven Sinnesart zusammen, die kein sentimentales Verhältniß zur Natur kennt, einer Sinnesart, die Vischer selbst in mehr als einer Stelle seiner Schriften mit so erschöpfender Tiefe dargestellt hat. Niemals aber wäre denen, die einigen Vögeln die Augen ausstechen, damit sie andere Vögel fangen helfen, oder überhaupt einem Italiener, und wäre er auch der grausamste, zu thun möglich gewesen, was z. B. die Oesterreicher im August des Jahres 1849 in Mailand thaten — die auf öffentlichem Platz 34 Personen, größtentheils dem gebildeten Mittelstande angehörig, Kaufleute, Beamte, Gewerbtreibende, darunter auch ein Nobile, weil sie an einem Straßenkrawall Theil genommen haben sollten, inmitten eines Soldatencarré's auspeitschen ließen, während zwei Frauenzimmer dieselbe Strafe im Castell erlitten. Bei dem bloßen Gedanken daran sträubt sich jedem Italiener das Haar: öffentliche Ruthenstreiche er-

scheinen ihm so scythisch-barbarisch, daß Messer und Dolch dagegen eine Wohlthat wäre*).

Aber wie er grausam ist, so ist der Italiener auch feige. Italien ist das Land der Feigen — dieser

*) Charakteristisch war auch in diesem Fall das Benehmen der Augsburger A. Zeitung. Nachdem sie eine Weile den Vorfall ignorirt, entnimmt sie endlich, da die Sache auch in Wien anfängt Aufsehen zu machen, der Wiener Allg. Zeitungscorrespondenz, einem Organ, das, wie sie zur Entschuldigung sagt, „die loyalste Haltung gegen die Regierung beobachtet", folgenden Bericht: „Ein Bataillon war im Carré aufgestellt. Inmitten desselben standen die Angeklagten in einer Reihe. Kaum war das Urtheil verlesen, so stürzten sie sämmtlich auf die Knie und flehten mit wahrhaft bewegter Stimme um Milderung des Urtheils. Vergebens. Sechs Bänke wurden herbeigeschleppt, und die Execution beginnt unter furchtbarem herzzerreißendem Geheul. Die meisten Zuschauer zerstreuten sich; denn das Unglaubliche mit anzusehn, ja spottend und höhnend auf die unglücklichen Opfer zu deuten, war wohl nur einigen Individuen, die wir nicht näher bezeichnen wollen (von der Polizei bezahltes Publikum?), möglich. Ein junger Mann von weicher Körperbildung war vergebens niedergekniet. Kaum war der erste Streich gefallen, so stürzte er von der Bank herunter. Beim zweiten Streich wiederfuhr ihm dasselbe, worauf ihn zwei Soldaten faßten und mit Gewalt auf die Bank schleuderten, daß er wie ein Klotz steif und halbtodt dort liegen blieb. Cavalleriepatrouillen und Gensdarmen zogen fortwährend auf und nieder; kein Italiener wagte sich in die Nähe (waren die obigen „Individuen" also Oesterreicher?). — — Am nächsten Tage wurden die Bestraften entlassen, verschwanden aber sämmtlich aus Mailand." Mit diesem Bericht war die Sache für die Augsburger Zeitung abgethan: sie wagte kein Wort des Vorwurfs gegen die Urheber. Die Namen der Unglücklichen, auch der beiden jungen Frauenzimmer, finden sich bei Gualterio, gli ultimi rivolgimenti, im ersten Bande. Stockprügel ist übrigens das dritte Wort im Munde österreichischer Beamten, wenn sie von den Italienern reden. Bezeichnend ist es, daß der österreichische Stock schon am 5. December 1746 in Genua einen Aufstand erregte und zur Befreiung der Stadt von ihren Drängern führte.

mäßige Wortwitz hat bei österreichischen Officieren auf dem Marcusplatz Glück gemacht. Der Italiener ist feige, wenn man will — wie eine nervöse Organisation, eine vormalende Phantasie den Muth ausschließt, der das Ergebniß derberer Complexion zu sein pflegt. Der Italiener ist aber auch kühn und hat dies oft bewiesen; nur muß ihn eine Idee berauschen, ein Vortheil ihm winken, sein Gefühl für eine Sache gewonnen sein. Seit den Zeiten Marco Polo's und des Columbus hat mancher Italiener gefährliche Reisen nach fernen Ländern unternommen, wie noch neulich jene drei lombardischen Seidenzüchter ins Innere von Turkestan; Tausende und aber Tausende haben die noch schrecklicheren Gefahren nicht gescheut, mit denen die Inquisition und der argwöhnische Despotismus drohte: Beispiele dazu liefern die Kasematten des Spielberg und des Kuffstein mit ihren jahrelangen stummen Leiden, vor denen jeder rechtschaffene Oesterreicher diesseits und jenseits der Donau in heilsamer Vorsicht sich hütet. Eine andere Frage ist freilich, wie der italienische Soldat in der Schlacht, der Kanone gegenüber — im Angesicht des brutal nach dem französischen Lagerausdruck — sich benehmen würde. Guicciardini behauptete, drei italienische Soldaten seien gleich einem spanischen Infanteristen; aber damals waren die spanischen Heere die ersten in Europa und die kleinen Kriege der italienischen Condottieri nichts als taktisches Spiel der Heerführer ohne viel Blutvergießen. Venedig und Rom

wurden in neuerer Zeit tapfer vertheidigt, aber — es war eben Vertheidigung, und hinter Mauern, Hecken u. s. w. sind auch entnervte Asiaten noch des Heldenmuthes fähig. Bei Duellen — und solche fielen zwischen österreichischen Officieren und italienischen Civilisten nicht selten vor — benahmen sich die Italiener mit muthigem Anstande, aber hier kam der Stolz der Persönlichkeit ins Spiel, der den Italiener nicht leicht verläßt. Im Allgemeinen hat der gemeine Mann in Italien — mit Ausnahme des Piemontesen — keine große Neigung zum Soldatenleben; die Einsperrung in Casernen, die Einstellung in Reih und Glied, wo der Einzelne unterschiedslos verschwindet, ist seinem Individualitätsgefühl zuwider; die Versetzung in das eigentliche Oesterreich kam ihm gar wie eine Verweisung nach Sibirien vor. Ich habe öfter in Oberitalien österreichische und italienische Krieger zu vergleichen Gelegenheit gehabt, allerdings nur auf Paraden und im Garnisonleben. Dem feinern Gliederbau, dem niedrigern Wuchs, der etwas schlaffen, verdrossenen, nachlässigen Haltung der Italiener gegenüber strotzten die österreichischen Soldaten von robuster Muskelkraft, welche die strammen weißen Röcke und blauen Hosen oft zu sprengen drohte. Ein österreichischer Publicist hat aus diesem Verhältniß ein Recht Oesterreichs auf Herrschaft über die schwächern Italiener herzuleiten gesucht, allein, wenn hier überhaupt von Herrschaft und Dienst gesprochen werden dürfte, so wäre der um-

gekehrte Schluß richtiger: der Sclave gehorcht mit seiner physischen Kraft dem geistig überlegenen, wenn auch schwächeren Herren. Oesterreich hat in seinen halbwilden Völkern einen trefflichen Rohstoff für neuere mechanisirte Kriegskunst — das ist unleugbar. Allein die Kriegsgeschichte dieses Jahrhunderts hat auch bewiesen, daß das technisch-mechanische Moment nicht allein und nicht immer den Ausschlag giebt. Italienische Tirailleurs würden sich in Berggegenden wohl mit den österreichischen messen können, italienische Artillerie steht gleichfalls der österreichischen schwerlich nach und diese Waffe ist in neuerer Zeit in demselben Maße zu größerer Bedeutung gekommen, als die der Cavallerie abgenommen hat. Ein Vortheil für Italien ist es, daß in dem überall von Kanälen, Hecken und Baumreihen durchschnittenen Lande die Cavallerie, diese Steppenwaffe, die den Stolz der österreichischen Armee bildet und die in den Pußten Ungarns so wirksam ist, wenig zur Anwendung kommen kann.

Doch muthig oder nicht — daß der Italiener gemüthlos, ohne religiöse Tiefe, daß er ein halbheidnischer Katholik ist, daß er warmes, inniges Familienleben und Wohnlichkeit und Reinlichkeit des Hauses nicht kennt und statt dessen nur auf leeren Prunk bedacht ist — das sind Vorwürfe, die besonders oft von Engländern und Norddeutschen erhoben werden und in den Augen derselben besonders schwer wiegen. Aber auch hier hüte man sich das Leben nach fremden ab-

stracten Maßstäben zu beurtheilen. Das germanische Haus ist ein heiliger Bezirk, der darum gepflegt, sauber geordnet und geschmückt wird, die wahre Heimath, in die wir von Geschäften und Spaziergängen, überhaupt aus der fremden Welt gern zurückkehren, in der wir unser Glück finden, in der uns das Herz wieder aufgeht. Wie öde und unbehaglich sind dagegen italienische Wohnungsräume! Staub und Spinnweb, Zugwind und jenes geschäftige Volk, das Göthe lieber hatte als die Nebel des Nordens, alter unbequemer Hausrath in halbleeren Steinsälen, halbschließende Thüren, blinde oder zerbrochene Fensterscheiben, steinerne Treppen und Fußböden, selbst in Marmorpalästen die Einrichtung zugleich prächtig und dürftig, nichts einladend als das hohe, harte, reinliche, eine quadratische Fläche bildende Bett mit dem gerollten Polster für das Haupt — auf das warme Klima trefflich berechnet. Aber eben das Klima, sowie die antike Tradition erklärt auch die italienische Hauswirthschaft. Der Italiener lebt im Freien, auf der Straße, im Kaffeehause, im Gerichtshof u. s. w. und verläßt das Haus, so oft Sonnenbrand und Regenschauer es erlauben. Die Frauen und Mädchen sitzen auf der Terrasse, besuchen die Kirchen, erwarten die Stunde der Corsofahrt und des Theaters. Wie die Lampen, die Tische, die Gestelle aller Art u. s. w. in den Augen moderner Techniker höchst unvollkommen construirt, doch immer noch die klassischen schönen Formen an sich tragen, so bildet

auch der Aufenthalt im umschlossenen Hof unter freiem Himmel, auf öffentlichem Versammlungsplatz, unter dem Porticus, auf marmornen Treppenstufen, auf Straße und Markt, in Kirche und Theater u. s. w. nach antiker Weise den Haupttheil im System des Lebens und der Sitte*). Für jede freie Stunde sichs drinnen im Hause behaglich zu machen, fällt dem Italiener nicht ein. Geht ihm auf solche Art manche Tugend ab, die nur im engen häuslichen Kreise sich entwickelt, so

*) Wie alle Stände den öffentlichen Platz als gemeinsamen Saal betrachten und neben einander ihre Hantierung treiben, zeigt auf ergötzliche Weise gleich die erste Scene des Schauspiels von Goldoni: il ventaglio. Der Schauplatz ist una villa del Milanese delle Case nuove. Bei Aufgang des Vorhangs sieht man folgende Personen auf der Bühne: Geltruda und Candida auf der Terrasse sitzend, beide mit Handarbeit beschäftigt; Evaristo (ein Signore) und der Baron in Lehnstühlen sitzend und Kaffee trinkend, neben jedem eine Jagdflinte; der Graf vom Lande in Ueberrock und Strohhut und mit einem Stocke, zunächst dem Apotheker sitzend, in einem Buche lesend; Timoteo (eben der Apotheker) in seinem Laden stehend und auf dem Fensterbrett etwas in einem messingenen Mörser zerstoßend; Giannina (ein Bauermädchen) vor ihrer Thür sitzend und strickend; Susanna (eine Kramhändlerin) vor ihrem Laden sitzend und nähend; Coronato (Gastwirth) auf einer Bank vor dem Wirthshause sitzend, mit einem Rechnungsbuch und einem Bleistift in der Hand; Crespino (ein Schuster) auf seiner Bank sitzend; Moracchio (Bauerbursch) einen Jagdhund an einem Stricke haltend und ihm Brodstücke vorwerfend; Scavezzo (Diener im Wirthshause) ein Huhn rupfend; Limoncino (Diener im Kaffeehause) mit einem Präsentirteller in der Hand in der Nähe der beiden Kaffee trinkenden Herren wartend, bis er die Tassen fortnehmen könne; Tognino (Diener der beiden Damen) die Vorderseite des Landhauses säubernd und vor der Thür fegend.

hat er dafür um so mehr Sinn für Politik, die im Blute des deutschen Bürgersmannes eigentlich ein fremder Tropfen ist. Auch im Punkt der Volksreligion wäre es ungerecht, nordisch-protestantische Innerlichkeit unter diesem Himmel zu verlangen. Göthe war froh, dem Zustand entronnen zu sein, wo er über sein Ich,

des unbefriedigten Geistes,
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank;

aber den frommen Engländer, wenn ihm die Sinnlichkeit dieser Religion vor Augen tritt, pflegt des Volkes zu jammern, zu dem er gekommen, und er möchte gleich eine Schiffsladung Bibeln importiren. Letzteres würde unter den alten Regierungen mit immerwährendem Kerker gebüßt worden sein: seit dem Jahre 1860 ist es erlaubt und diese Erlaubniß wird denn auch von eifrigen Missionären fleißig benutzt. Man darf zweifeln, daß der Erfolg sehr glänzend sein wird. In der That, Sonntags in ungeschmückter Kirche auf hölzernen Bänken sitzen und lange Lieder nach 300 Jahr alten Melodien singen, schwarzangethan in demüthiger Anmaßung umhergehen, in lauter Bibelsprüchen reden, Hausandacht halten, lautlose Bußtage feiern, allein das körperlose Wort verehren — dies alles würde dem Italiener schmecken wie schwedisches Haferbrod. Schon die nordische Trennung in Geist und Sinnlichkeit ist diesen Menschen nicht gegeben, deren Gesichtspunkt im-

merfort der des Schönen ist. Ohne Darstellung kennen sie keine Andacht, ihr Innerstes müssen sie in sinnliche Gegenwart verwandeln. Sie schmücken das Mysterium mit allem Lichter- und Blumenglanz, mit Musik und Farben, damit seine Erscheinung seinem unendlichen Werthe gleichkomme. Mystische Verzückung, brünstiger Erguß, grenzenlose Hingabe ist auch dem Italiener nicht fremd. In den Schleier gehüllt, liegt die junge Frau vor dem Bilde der santissima madre di Dio auf den Knien, ganz aufgelöst in Schmerz und Wonne, allein in der einsamen Seitenkapelle, der guten und mächtigen padrona ihr Anliegen vortragend; der Predigermönch auf öffentlichem Platz richtet unter reuigen Thränen die schmelzendsten, zärtlichsten Liebesworte an das Crucifix in seiner Hand, das er an einer langen Stange der umstehenden Menge zum Kusse darreicht; wenn während der Messe die Glocke erschallt, die das vollzogene Wunder und die Gegenwart des Allerheiligsten verkündet, dann fällt alles nieder wie vom Licht geblendet oder vom Donner des Himmels überwältigt, „kindliche Schauer treu in der Brust". An Naturen, wie der heilige Franz von Assisi, der in ekstatischen Visionen mit dem Himmel und dann wieder sinnvoll-kindlich mit der Natur und ihren Geschöpfen verkehrte, oder der mailändische Erzbischof Federigo Borromeo, den Manzoni in seinen promessi sposi mit so viel Wärme geschildert hat, ist der italienische Boden in alter und neuer Zeit nicht

arm gewesen. Dennoch ist der Italiener, wie auch Vischer bemerkt, im Grunde ein rationell denkendes Menschenkind, spanische Bigotterie ist ihm fremd und Gründen der Aufklärung ist er nicht unzugänglich. Die Wurzeln der Hierarchie liegen hier lange nicht so tief als in manchen Ländern jenseits der Alpen, z. B. in Tyrol und Baiern oder in Köln und Münster, ja selbst im Vaterlande Voltaire's in Languedoc und in der Bretagne. Die eigentliche Philosophie hat natürlich in dem Italien, wie es bisher war, keine Stätte finden können. Dennoch fehlt es, wie wir glauben, an einer bedeutenden Anlage dazu nicht: wenigstens hat der Italiener die erste Vorbedingung dazu, den idealen Hang und Sinn vor manchem Andern, z. B. dem Engländer, der die Welt als mechanisches Werk und Gott als den Uhrmacher ansieht, voraus. Ist nicht in den beiden Neapolitanern Vanini und Giordano Bruno ein tiefsinniger Pantheismus zuerst aus dem dürren Boden dualistischer Scholastik hervorgegangen, wenn auch, wie natürlich, anfangs bloß in schwärmerischer Gestalt? Und die Neapolitaner ist man gewohnt sich als unselbständige, nach bunten Lappen greifende Kinder vorzustellen, die aber noch heutzutage die schwierige deutsche Identitätsphilosophie und monistische Speculation aus dem Munde ihrer Lehrer mit ernster Sammlung aufnehmen. Man versuche, das was die Herren Vera und Spaventa den Studenten an der Universität Neapel, was Marselli in Turin,

d'Ercole in Pavia vortragen, den fellows im Trinity College oder sonst wo im Vereinigten Königreich zum Verständniß zu bringen — die Herren werden den ungläubigen german philosopher kaum ausreden lassen, sondern ihm als einem Uebertreter der Satzung schweigend den Rücken kehren. Nein, an Tiefe der Empfindung fehlt es dem Italiener nicht, wenn er auch Gemüth im specifischen Sinne des Wortes nicht besitzt. Er haßt glühend, zerschmilzt in Zärtlichkeit, begehrt verzehrend, ist betrübt zum Tode, jauchzt himmelhoch, spielt in übermüthiger Laune — und alles dies drückt er in Geberden und Blicken, in seiner melodiösen Musik und deren Vortrag aus. Was den akademischen Poeten an Wärme und Innigkeit abging, schien durch die in den letzten Jahren, so zu sagen, ganz neuentdeckte italienische Volkspoesie wieder gut gemacht. Die schönen Sammlungen toskanischer Lieder von Tigri, sicilianischer von Lionardo Vigo, piemontesischer von Constantin Nigra u. s. w. sind in Deutschland durch Kopisch, Paul Heyse, Gregorovius und den kundigen Verfasser der Artikel über italienische Volksdichtung im deutschen Museum von Prutz (1861 und 1863), in Frankreich durch Rathéry (Revue des deux mondes, März 1862) bekannt gemacht und von unserem romantischen Nachwuchs mit Jubel aufgenommen worden. „Es ist eine himmlische Erquickung wahrhafter Muse, sagt Gregorovius („Siciliana," S. 331), darin zu lesen und das elende Reimgeklingel der Kunstpoeten zu vergessen. Daß

diese Sammlungen gerade in dieser gegenwärtigen Epoche an das Licht gekommen sind, kann dem italienischen Volke zu großem Trost gereichen; denn diese ihre Volksdichtung ist die glänzendste Apologie Italiens, die je geschrieben worden ist; es ist das Volksparlament der Musen, welches seine Stimme auch vor dem Ausland erhebt, und sie wird gern vernommen werden.“ Billig durfte man erstaunt sein, auf diesem Boden überhaupt noch Volkslieder zu finden, die sonst ein Zeichen von Naturexistenz vor höhern Culturepochen sind. Aber eben dies hindert, in den genannten Sammlungen einen treuen Spiegel der italienischen Volkspsyche und ihrer wesentlichen Züge zu finden. Diese Lieder sind ein Spiel, hervorgegangen aus der Freude am Gesang als solchem, an Worten und Tönen, ein Zeitvertreib in müßigen Stunden, nicht ein Ausbruch des übervollen Herzens. Das deutsche Volkslied ringt vergebens nach Ausdruck, das italienische tändelt in schmeichelndem Empfindungs-, Witz- und Klangspiel. Der Unterschied von Natur- und Kunstpoesie gilt für Italien eigentlich gar nicht oder nicht in dem Maße wie in germanischen Landen. Nördlich der Alpen, wo die Stände durch eine weite Kluft getrennt, wo die höhern Schichten von antiker und mannichfach vermittelter ausländischer Bildung durchdrungen sind, da malen und dichten die Künstler für diese begünstigten und entwickeltern Kreise, indeß tief unten im Dunkel des Volks Lieder umgehen, empfindungstief, ungeschickt,

wortkarg, und dort von raffinirten ästhetischen Kennern aufgefangen werden. Aber eben Wildnisse, wo solche Waldblumen wachsen, giebt es in Italien wenig oder gar nicht: das niedere Volk, so unwissend es sein mag, wandelt doch im Lichte und auch sein Singen ist schon Kunst, d. h. Niederschlag einer alten Kultur. Und hier grade ist der Punkt, wo der Unterschied germanischen und romanischen Charakters seine eigentliche Wurzel hat. Man hat für den Gegensatz beider Völkergruppen die richtige, nur abstracte Formel überwiegenden Wesens auf der einen, vorwaltender Form auf der andern Seite aufgestellt, aber geschichtlich angesehn löst sich derselbe in den realern von Natur und Kultur auf. Die Germanen sind verhältnißmäßig spät in die europäische Geschichte eingetreten und hierin liegt ihr Verhältniß zu der südwestlichen Welt auch für die Folgezeit ausgesprochen. Das Neue, das sie brachten, war nicht absolut ein solches, ihre Freiheit dieselbe, die einige Jahrhunderte früher die Celten, noch früher die italischen Völker besessen, aber in langer Bildungsgeschichte überschritten hatten. Kulturentwickelung führt zu festen Resultaten menschlicher Einrichtungen und Vorstellungen: das Leben erstarrt in Formen, die, an sich ein schöner Gewinn langer Arbeit, doch leicht zu einem Aeußersten, zum Geisteskerker werden. Nachgekommene Völker, die noch am Anfange stehen, bringen dann Barbarei, aber zugleich neuen Trieb des Wachsthums. Es beginnt der Proceß der Entfaltung von

Neuem, bei den Einen von der rohen Naturgrundlage aus, unter unausgesetzter Oberherrschaft anderswo erreichter Bildungsergebnisse, die aber als Joch empfunden werden und gegen welche von Zeit zu Zeit das natürlich-nationale Bewußtsein reagirt, bei den Andern von eben diesen Ergebnissen aus, die zwar immer noch die Gefahr frühzeitiger Fixation — Scholastik, Dogma, Despotismus, conventionelle Normen, Regel, Formalismus — mit sich bringen, dafür aber als tiefere Durchdringung mit edler Menschlichkeit, die zur zweiten Natur geworden ist, und als Schönheit und Bestimmtheit fortwirkend sich kund thun. Dies alles ließe sich leicht an Recht, Kunst, Poesie, Sitte, Staat, Kirche u. s. w. im Einzelnen belegen — wenn wir damit nicht über die Grenzen dieser Skizze hinausgeführt würden.

Man mag im Uebrigen den Italienern so viel Böses nachsagen, als man wolle, gewiß ist, daß, auch im Falle die Gegner Recht hätten, immer nur ein Weg der Rettung bliebe, derselbe, den das italienische Volk in der neuesten Zeit eingeschlagen hat. Nur die Freiheit erzieht den Charakter, nur das öffentliche Leben bildet Männer, nur die weiteren Verhältnisse eines größern Staates erzeugen Menschen von weitem und großem Sinn. Erwägt man, welches der bisherige kirchliche, politische und ökonomische Zustand war, so muß man erstaunen über das Maß von Energie, das der Italiener in so langer Knechtschaft sich zu erhalten gewußt hat. Jahrhunderte lang konnte auf der Halb-

insel z. B. kein Buch erscheinen ohne die approvazione, die licentia superiorum u. s. w., das heißt ohne daß es durch den mehrfachen Sichtungsapparat der politischen Polizei und der Inquisition hindurchgegangen war, und man weiß, wie liberal die Denkart der geschorenen Köpfe in der Mönchskutte und der von Madrid, Rom und Wien aus bestellten Gedankenwächter war. Was blieb unter solchen Umständen als Feld literarischer und künstlerischer Thätigkeit übrig? Römische Antiquitäten, mittelalterliche Localgeschichte, die sog. Academien, d. h. Gesellschaften zur Sprachreinigung und Versmacherei, die inhaltslose Rhetorik, die entnervende Belletristik, der Cultus der Primadonnen, der conventionelle Singsang der Oper, die flitterbenähten Lumpen der Theaterdeclamation, die nichtsnutzige bloß formale Kunst der Improvisatoren und Sonettenschmiede mit ihren rime obbligate und ihrer Trinkgeldbettelei. Rehfues („Briefe aus Italien", I, S. 101 f.) berechnete am Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl der in Italien gleichzeitig ihr Handwerk betreibenden Sonettendichter auf 200,000, so daß jede fünfundsiebenzigste Seele eine Dichterseele war — eine Ziffer, die für sich selbst spricht. Da alles verboten war, was des Menschen würdig ist, so war auch die Geselligkeit theils nichtig, theils verdorben: man denke nur an das Cicisbeat. Wie konnte — um eine andere Seite des nationalen Lebens zu berühren — auf der weit wie ein langer Molo ins

mittelländische Meer hinausgestreckten Halbinsel die Seefahrt sich entwickeln, wenn politische Furcht der vielen kleinen Staaten die Küstenschifffahrt, überall die Grundlage größerer maritimen Unternehmungen, hinderte oder unmöglich machte? Kein Fahrzeug konnte aus Livorno nach Neapel, von Venedig nach Ankona, ja selbst nicht von Neapel nach Palermo, ohne die Ausweise und Gebühren, denen fremde Schiffe in den genannten Häfen unterworfen waren. Schlimmer noch, als in dem römischen Priesterstaat, dem immer noch aus alter Zeit eine gewisse Würde und Größe innewohnte, stand es um Neapel und Sicilien. Diese spanischen Nebenländer erfuhren drittehalb Jahrhunderte lang den ertödtenden Einfluß der spanischen feudal-despotischen Regierungsweise, dessen Folgen auch nach den Reformen des ersten Bourbons, Karls III., und seines Ministers Tanucci nicht so leicht verwunden wurden. Mit der französischen Revolution brach auch für Italien der Tag der Auferstehung an: Bonaparte's Armeen, der Wechsel der Herrscher und der Grenzen, die Gesetzbücher und Einrichtungen der Republik und des Kaiserthums reinigten den stockenden Boden, durchschnitten ihn, so zu sagen, nach allen Seiten mit Abzugsgräben und streuten die politische Saat aus, die wir jetzt in Halmen stehen sehen. Niemand wird leugnen dürfen, daß die Italiener, dies angeblich entartete Volk — entartet, damit es der fremden Gewaltherrschaft nicht an einem Vorwande fehle — in der neuesten Zeit ein

eminentes politisches Talent bewiesen haben. Zwei Eigenschaften, die schwer erworben werden, besonders von politisch handelnden Massen, und die man den Italienern vor Allem abzusprechen geneigt war, Geduld und Disciplin, gerade diese Eigenschaften sind in den Jahren, die dem Frieden von Villafranca folgten, in bemerkenswerther Weise hervorgetreten. Ist bei dem Umsturz aller gewohnten Verhältnisse und der Verletzung unzähliger Privatinteressen in allen Theilen Neu-Italiens eine Unordnung oder Gewaltsamkeit, ein bewaffneter Parteikampf vorgekommen, hat ein Revolutionstribunal fungirt und die Guillotine gearbeitet? Vollzog sich die ungeheure Umwälzung nicht in lautloser Stille, durch friedliche Abstimmung, mit maßvoll abwartender Zurückhaltung? Wie gierig lauschte man im Auslande auf Symptome der Widersetzlichkeit und chaotischer Auflösung und wie gern hätte man z. B. auf Mordthaten oder Hungersnoth mit dem Finger gewiesen oder Zeichen beginnender Reue einregistrirt! Aber Jahre lang mußte man mit dem Brigantenthum — zu dem man das Seinige redlich beitrug — und später mit dem Turiner Krawall — der leider ohne Folgen blieb — seinen Hunger stillen. Der Drang nach nationaler Einheit ist so mächtig geworden, daß er, es komme was da wolle, nicht mehr aufzuhalten ist. Haben nicht Städte wie Mailand und Neapel ruhig das Scepter niedergelegt und im großitalischen Gefühle sich Turin und Florenz untergeordnet? Mögen die-

jenigen unter uns, die die italienische Politik als viel zu irdisch bekritteln, sich fragen, ob z. B. München zu Gunsten Berlins ein Gleiches thun würde? Der Hinweis auf Nizza und Savoyen erledigt sich durch den Satz, daß wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß. Da ohne die Abtretung ein reales Italien nicht zu Stande gekommen wäre, so wäre dann auch Nizza nicht italienisch geworden. Daß das Einheitsstreben nicht zum Extrem führe, wie im alten Rom, dafür bürgt der Municipalgeist, der locale Wetteifer, das Gefühl der Landsmannschaft, der Stolz auf Geburtsort und Wohnstätte, die Gewohnheit der Wirksamkeit in städtischen Gemeinden. Das Wesentliche und Entscheidende aber ist, daß die italienische Bewegung nicht als rohe Stammverwandtschaft, sondern als Kultursphäre erscheint; daß sie nicht Eigensinn der Race, sondern politisch-sittlich ist; daß die sich realisirende Nationalität eins und dasselbe ist mit Realisation von Bildung und Freiheit. Denn ein Volkskrieg gegen das Fremde, als bloß natürlicher Zug, kann gut und böse, kulturmäßig und kulturfeindlich sein und hat an sich noch nicht das Recht auf seiner Seite. Wenn die Griechen ihre nationalen Heiligthümer bei Marathon und Salamis vertheidigten, so retteten sie damit die Freiheit des Abendlandes überhaupt und ihre nationale Sache war die der ganzen Menschheit. Wenn aber die Hindus sich der britischen Civilisation erwehren, wenn die Beduinen Algiers zum heiligen Krieg auf-

stehen, wenn die Kroaten ein eigenes Reich bilden wollen und die Tyroler für die „Glaubenseinheit" ihres Stammes und Landes bereit sind zur Büchse zu greifen, so mag es Interessirte geben, die daran ihr Wohlgefallen finden, humane Sympathie wird solchen Ausbrüchen vaterländischen Racentriebes nicht zu Theil. Die Geburt des Königreichs Italien aber war ein Sieg des Fortschritts in Europa und die Nation Dante's und Rafaels, Cavours und Garibaldi's darf wohl den Anspruch erheben, ihre eigenen Wege zu gehen und sich nicht von Kroaten und Tyrolern beherrschen zu lassen.

Kein reifer Beurtheiler wird übrigens erwarten, daß die Schäden in so vielen Zweigen des Staatslebens, der Erziehung und der Volkswirthschaft in Italien wie durch Zauber verschwinden könnten oder daß nicht Generationen sich ablösen müßten, um die Spuren langer Leiden zu tilgen. Die Zeit der Arbeit, die mühsame Praxis realer Vermittelungen beginnt erst. Was Noth thut ist nicht kindischer Siegesjubel vor dem Kampfe, sondern die auch in Momenten der Enttäuschung ausharrende Ueberzeugung, die mannhafte, ernste, wortkarge, zähe, dauernde, im Kleinen, im Alltäglichen sich bewährende, immer streitbare Tugend. Die Freiheit, sagte Royer-Collard, ist kein Zelt, aufgespannt um darunter zu schlummern. Bei aller politischen Anlage hat der Italiener doch mehr als ein Anderer gewisse schädliche Neigungen zu überwinden:

den declamatorischen Kothurn und die Charlatanerie, den komischen Humor und die Selbstverspottung, die so leicht außerhalb des Zweckes setzt, die Freude an Darstellung, an Festen, an Demonstrationen, die politica spettaculosa. Letztere blühte besonders zu der Zeit, wo Pio nono der Held war, und hat sie auch, wie Reuchlin in seiner Geschichte Italiens sich ausdrückt, „manche harte Herzensfaser erweicht" und veredelnder gewirkt „als viele fürstliche Geburtstagsfeier-Diners", so ist es doch gewiß ein Zeichen größerer Reife, daß seitdem an Stelle dieser phantasirenden Symbolik immer mehr die Realität getreten ist. Das Land, von dem die eigentliche politische That ausging, Piemont, war auch in jener Zeit des Wort- und Schauspiel-Enthusiasmus das nüchternste, etwa wie Preußen in Deutschland, während Neapel sich auch jetzt noch die Feste nicht nehmen lassen will. Vielleicht knüpft sich auch in Deutschland der Fortschritt nicht an diejenigen, deren drittes Wort deutsch ist, die mit Fahnen und Farben Aufzüge halten und z. B. zu Schützenfesten zusammenströmen, ehe noch das Ziel getroffen, ja ehe noch ein solches recht gefunden und aufgesteckt worden. Saure Wochen, frohe Feste — heißt es auch in der Politik.

„Das Wort hinter der That, der Diener hinter seinem Herrn,
Das ist feine Sitte." (Börne).

Die Zeit der Arbeit steht Italien, wie gesagt, noch erst recht bevor. Die Gesetzgebung hat schonende Rücksichten aller Art zu nehmen; der Aufgaben bleiben viele und sehr verwickelte, die permanente Bewaffnung, die doch wieder durch die Lage der Dinge gefordert wird, zehrt an den Finanzen des Landes. Kirchen- und Klostergüter lassen sich einziehen; ein Stand freier Bodenbesitzer kann auf ihnen, wie in Frankreich, geschaffen werden, aber beides wie allmählig! Der Adel, der, anders als der deutsche, der nationalen Sache größtentheils sehr ergeben gewesen ist, darf fürs Erste nicht an seinen Besitzrechten angegriffen werden: den unglücklichen Pächtern auf Halb- ja Drittelertrag, den ländlichen Proletariern kann der Staat, so lange die neue Ordnung der Dinge nicht völlig consolidirt ist, nicht direkt zu Hülfe kommen. An die Stelle des Pachtsystems freies Eigenthum zu setzen — dies muß für das kommende Jahrhundert ein Hauptziel des regenerirten Italien sein. Dann allein kann die Bodenkultur von der Stufe der Kindheit sich erheben, auf der sie in der südlichen Hälfte des Landes trotz antiker Tradition, großen Fleißes und milden Himmels sich befindet.

Ein Wort über das Brigantenwesen wird sich hier passend anschließen. Die Gründe dieser Erscheinung sind nicht einfach. Erstens finden wir die Neigung, auf Gebirgspfaden mit der Flinte umherzuschleichen und sich durch Raub sein Leben täglich zu verdienen,

bei allen Völkern um das Mittelmeer herum eingewurzelt: wie der brigante klettert der spanische guerillero und contrabandiero, der griechische Klephte, der Beduine in Syrien und am Atlas lieber mit dem Gewehr in der Hand herum, als daß er den schweren Pflug lenkte und sich ein festes Haus baute. Wir haben es also hier mit einem Stück Sitten- oder Kulturgeographie zu thun. Zweitens ist das Banditenleben historisches Erbtheil der Gegend, in der es bis auf den heutigen Tag geblüht hat. Die Tradition geht hier bis auf das höchste Alterthum hinauf: es genüge das eine Zeugniß des Livius anzuführen, der unter dem Jahre 185 v. Chr. erzählt, der die Provinz Tarent verwaltende Prätor L. Postumius habe von Räubern aus dem Hirtenstande, die die Wege und das gemeine Weideland unsicher machten, gegen siebentausend zum Tode verurtheilt*). Solche latrones und grassatores werden auch in den spätern Zeiten der Römerherrschaft in Süditalien erwähnt; daß ihr Stamm im Mittelalter nicht ausging, versteht sich von selbst. In den Revolutionswechseln am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts stand das Räuberwesen in voller Blüthe und wurde schon damals von der reactionären

*) Liv. 39, 29: Tarentum provinciam L. Postumius praetor habebat. Is de pastorum conjuratione, qui vias latrociniis pascuaque publica infesta habuerant, quaestionem severe exercuit. Ad septem millia hominum condemnavit: multi inde fugerunt, de multis sumptum est supplicium.

Partei für nationale Erhebung ausgegeben. Während der Bourbonenherrschaft erlosch die Krankheit eigentlich nie, sie trug nur einen chronischen Charakter. Die gegen die Räuber ausgeschickten Sbirren thaten es den erstern an Gewalt und Bedrückung gleich; sehr gewöhnlich war bekanntlich das Mittel, mit einem gefährlichen Räuberhauptmann wie mit einer feindlichen Macht zu pacisciren und ihn um den Preis einer anständigen Versorgung zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ein auf diese Weise geographisch und historisch dem Boden inhärirendes Uebel ist schwer zu bekämpfen. Dem modernen Staat indeß mit den Mitteln seiner polizeilichen Technik müßte gelingen, was frühern Jahrhunderten unmöglich war — wenn nicht eine dritte Klasse von Ursachen hinzukäme, die den Proceß der Heilung langsam macht, eben der erwähnte gedrückte Stand des Landvolks. Besitzlos, ohne Kapital, also ohne Mittel, vortheilhaftere Kulturarten anzuwenden, den die Vorschüsse leistenden Produktenhändlern und den adeligen Eigenthümern tief verschuldet, zu der angestrengtesten und doch für ihn fruchtlosen Arbeit genöthigt — wie konnte der contadino der Versuchung widerstehen, an dem socialen Kriege der Armen gegen die Reichen Theil zu nehmen? War er gar ein elender terrazzano im Tavogliere di Puglia, wo es nur Weidewirthschaft und große Güter giebt, d. h. ein heimathloser Proletarier, ein ohnehin unstäter Hirte, gewohnt die Heerde bewaffnet zu hüten, was lag näher

als auf Kosten der Besitzenden sein Glück zu suchen? Der ausführliche und interessante Bericht der Untersuchungscommission der italienischen Deputirtenkammer hat durch die sprechendsten Zeugnisse dargethan, daß in den Provinzen, wo der ökonomische Zustand der Agrarbevölkerung verhältnißmäßig befriedigend ist, der brigantaggio keine Wurzel hat fassen können; von dem Punkt an, wo jener Zustand sich verschlechtert, alsbald die Symptome dieses auftreten; wo der ländliche Wohlstand tief darniederliegt, wie in den Provinzen Molise, Capitanata u. s. w., das Räuberwesen unvertilglich scheint *). Nun giebt es zwar noch sonst in der Welt Landstriche, wo der Bauer unter dem Druck der Armuth schmachtet und sein Elend in stummer Gleichgültigkeit fortschleppt, keiner Erhebung fähig. Das persönliche Freiheitsgefühl ist aber auch bei diesem Theil des italienischen Volkes nicht erloschen; die ihm angeborne Phantasie spiegelt ihm Gold und Schätze vor; der tiefe Haß gegen die signori und possidenti und gegen die Bürger der Städte **) vereinigt die Landbevölkerung gleichsam zu einer allgemeinen stillschweigenden Verschwörung; die Natur des gebirgigen Lan-

*) Der Bericht ist von Massari im Namen der Commission abgefaßt und wurde im August 1863 publicirt.

**) Dieser Gegensatz wurde unter König Ferdinand II. sogar zum Regierungshebel und daher geflissentlich genährt und, wo er nicht bestand, künstlich eingeimpft. „Ich regiere so, sagte der König, daß wenn ich das Reich verlassen müßte, ich meinem Nachfolger eine funfzigjährige Anarchie vermachen würde."

des kommt dem Unabhängigkeitssinn zu Hülfe. Denn — und hiermit kommen wir auf unsern Ausgangspunkt zurück — so schwer die Last der Armuth auf den Schultern der untern Klassen ruhen mag, so systematisch seit Jahrhunderten dies Volk durch Censur und Pfaffenthum, Argwohn des Despotismus, vergiftende Spionage, Zerstückelung des Gebietes, Gewalt des Auslandes, Brutalität fremder Soldaten, Rechtsverdrehung, Pflege und Erhaltung alles Niedrigen, Erstickung alles Höheren im Menschen — mißhandelt und in Schlaf gelullt worden, dennoch ist es ungebrochen und noch immer durch Elasticität des Geistes und Stolz der körperlichen Haltung die Freude der Künstler. Wer diese Menschen und ihre Geberden nicht gesehen, ihre Accente nicht gehört hat, der konnte durch Adelaide Ristori einen Begriff davon bekommen. Die tragische Plastik dieser Künstlerin war die eingeborene Tochter des Volkes: so deklamiren die Weiber am Brunnen, so leidenschaftlich streiten sie über die Straße, jede an der Schwelle ihrer Hausthür sitzend, so stehen sie versteinert da, so blitzschnell schwingen sie das Messer, so funkeln ihre Augen, so schleudern sie Zorn- und Schmachrufe. Eine Scene, die Otto Speyer („Bilder ital. Landes und Lebens", II., S. 203 ff.) bei Agrigent in Sicilien erlebte, mag das Gesagte deutlich machen:

„Zwei noch junge Frauen kamen in lebhaftem Wortwechsel den Berg hinab. Wenige Schritte von uns

entfernt blieben sie stehen; immer lebhafter wurden ihre Geberden, immer zorniger die Blitze ihrer sprühenden Augen, immer rascher und rauschender der Redestrom, der ununterbrochen von Beider Lippen floß. Nach dem Wenigen, was wir davon verstehen konnten, schien es sich um das eheliche Verhältniß der Einen zu handeln, in welches die Andere störend eingegriffen haben sollte. Bald kam es von Worten zu Thaten. Wie Furien fielen die beiden Weiber über einander her; bald waren die Gesichter blutig, die Haare aufgelöst; andere Männer und Frauen stürzten auf das Hülfsgeschrei herbei und suchten sie zu trennen; vergebens, sie wurden selbst von der Wuth der Kämpfenden mitangesteckt; es entstand ein förmliches, zunächst jedoch nur mit Fäusten und Nägeln geführtes Gefecht. Aber schon wurden Steine aufgehoben, schon blutete Einer aus einer großen Kopfwunde, schon blitzte eine Messerklinge in der Luft, und ein junges Frauenzimmer wurde von ihrer Gegnerin bei den Haaren auf der Erde umhergeschleift; da wurden die Weiber durch die zahlreichen herbeieilenden Nachbarn, unter denen auch ein Polizeibeamter in Uniform erschien, mit Gewalt auseinandergerissen. Nun begann das Wortgefecht von Neuem, aber nach wenigen Minuten (verstehen konnten wir nichts von den Verhandlungen) schien alles ins Reine gebracht und die ganze Gesellschaft verließ den Kampfplatz, allem Anschein nach, in Frieden und Einigkeit. Nur jene erwähnte junge Frau, die von ihrer Gegnerin so arg

mißhandelt worden war, blieb zurück, schüttelte drohend ihre geballte Hand hinter der Fortgehenden, setzte sich dann weinend auf den Boden und begann, während sie ihre langen aufgelösten Flechten durch die Hand gleiten ließ, einen leidenschaftlichen Monolog, der hauptsächlich an einen gewissen, mit allen möglichen Liebes- und Schimpfnamen zugleich überhäuften „Cecco“ gerichtet war. Dann stand sie wieder auf, warf die Haare aus dem Gesicht, faßte den zerzausten Mantel mit der einen Hand zusammen, streckte den andern Arm drohend in der Richtung aus, wo ihre Feindin verschwunden war, stand einige Minuten lang regungslos wie eine Bildsäule in einer Stellung, die einer Rachel als Phädra oder Medea hätte zum Muster dienen können, und schritt dann dicht an uns vorüber, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Es lag in dieser entfesselten, ihr selbst und ihrer Umgebung unbewußten Leidenschaft eines Weibes aus dem Volke etwas Großartiges, Gewaltiges, das unsere Blicke wie mit Zaubermacht fesselte“.

So weit Speyer. Dies war eine einfache Bäuerin und doch wie unmittelbar vom tragischen Theater, aus einem Stück des Aeschylus genommen. Aber auch dem Maler eröffnet dies Volksleben die reichsten Quellen für seine Kunst. Durch die Größe des Ausdrucks, die es an sich trägt, erheben sich alltägliche Genrescenen zu historischen Bildern, in eine höhere Kunstsphäre. Dies empfand Leopold Robert: er, der Genremaler, wurde auf diesem Boden, ohne daß er es wußte und

wollte, zum Geschichtsmaler; Einfalt und Adel dieses Volkslebens — er gebraucht diese Worte selbst in einem seiner Briefe — drückten seinen Darstellungen den Stempel heroischen, idealen Stiles auf. Der junge Bursche auf dem Bilde der Schnitter kann wohl ein Telemachos oder Antilochos sein, er kann ein Orestes werden, wenn ihn der Wahn der Leidenschaft ergreift; dieser alte venetianische Fischer, fern über das Meer blickend — aus ihm spricht ein Columbus; jener schlafende von seinem Weibe bewachte Räuber — ist er nicht ein todmüder Held, den die Uebermacht verfolgt, der sich aber nicht fangen lassen, sondern im Kampfe fallen wird? Der Garibaldizug, der Brigantenkrieg der letzten Jahre ist reich an malerischen Momenten aller Art gewesen, die nur des Künstlers harren. Hätte L. Robert z. B. bei folgender Scene, die sich im Herbste 1863 im gebirgigen Theil der Terra di Lavoro zutrug, zugegen sein und sie auf die Leinwand heften können! Dort war eines Tages eine Anzahl Räuber von Bersaglieren verfolgt worden und hatte in einer Höhle des Berges la Palombara, einige Stunden von Cerreto, Zuflucht gefunden. Den Zugang zu dieser Höhle bildete ein schwindelnder Felsenpfad, wie sie in jenem Gebirge vorkommen, und jeder Soldat, der sich hätte hinaufwagen wollen, wäre unfehlbar durch einen Schuß von oben niedergestreckt worden. Da aber die Höhle keinen andern Ausgang hatte, warteten die Bersaglieri unten, bis der Mangel die Räuber oben gezwungen

haben würde sich zu ergeben. Dies dauerte Tage lang. Von oben hörte man fröhliche Rufe, hin und wieder einen Schuß, Gesang, Tanz, denn die briganti hatten einige Frauen bei sich, wie auch Wein und Mundvorrath; zu den harrenden Soldaten unten sammelten sich Landleute der Umgegend, brachten Körbe mit Früchten, Krüge mit Wein und Oel herbei, Feuer wurden angezündet, ein Markt bildete sich, das Tamburin ertönte, die Tänze gingen auch hier die Nacht hindurch fort — alles dies unter dem neapolitanischen Himmel, auf unebnem Terrain, beim Farbenschein der Abend- und Morgensonne! So wird diesem Volke Alles zum Fest und das Leben zur Dichtung! Nach einigen Tagen, nachdem die Lebensmittel verzehrt und Ermüdung eingetreten war, stiegen die Räuber herab: da sie sich unbewaffnet ergaben, mögen sie mit dem Leben davongekommen sein. — Unzählige Maler haben solche und andere italienische Sittenbilder geliefert, aber Keiner mit so innig poetischem Verständniß als jener Meister aus dem Juragebirge. Genrescenen sind auch von allen Enden der Welt herbeigebracht worden, aus der helgolander Bauerhütte, vom baierischen Hochlande, und von wo nicht? — aber sie blieben Genrebilder, im besten Falle traulich, herzlich und gemüthlich; Menschenadel geben sie uns nicht zu schauen und der realistische Stil fiel nicht unmittelbar mit Idealität zusammen. Das ist und bleibt das Vorrecht Italiens.

IX. Sprache.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht ganz vorüber, wo wir Deutsche im Bewußtsein, eine sogenannte Ursprache zu besitzen, mit Mitleid und Verachtung auf die romanischen Sprachen, und also auch die italienische, herabzublicken gewohnt waren. Der halbe und ganze Teutonismus in allen seinen Stadien, bei Luther wie in den Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, in der Zeit Klopstocks wie vor und nach dem Jahre 1813, hat sich immer mit besonderer Vorliebe auf den beiden wesenlosen Gebieten: Urzeit und deutsche Sprache getummelt. Dort störten harte Thatsachen den Bau der Luftschlösser und die Feste der Selbstverherrlichung weniger als anderswo; dort fand sich, um dem inhaltlosen Selbstgefühl wenigstens durch Negation eine Art Erfüllung zu geben, der Gegensatz glücklicher Weise in der Entsittlichung des Erbfeindes und seiner armen und verunstalteten Sprache. Denn — je größer die Begeisterung, desto geringer zwar gewöhnlich die Wissenschaft von der realen Sprache

und ihrer Geschichte: aber etwas Latein konnte doch ein Jeder: von dort ergab sich die Entartung des Romanischen von selbst und ohne viel Studium und Mühe. Um so mehr erschien es als schmachvoll, von jenen Sprachen so viel zu erborgen und entlehnte Wörter und Phrasen derselben in die tägliche Rede zu mischen: auch war man tapfer in Austreibung der Fremdwörter; die leider trotz aller Predigt immer wiederkehrten. So betrübend diese Thatsache, so unbegreiflich war jene andere, daß alle drei romanischen Hauptsprachen der Reihe nach als Hof-, Adels- und internationale Völkersprache in Europa geherrscht hatten, erst die spanische und italienische, dann seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die französische. Auf die Gründe dieser Erscheinung einzugehen, war die Wissenschaft viel zu unreif und das Volksgefühl viel zu befangen. Nicht die patriotischen Allgemeinheiten oder die bloß negative Entrüstung haben die Macht der französischen Sprache jetzt auf ein vernünftiges Maß reducirt, sondern die positiven Leistungen unserer Literatur, Kunst und Wissenschaft seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Darin sind wir die Meister geworden: und mit dem wachsenden Einfluß derselben verbreitet sich auch unsere Sprache in fremden Landen. In politischen Dingen aber sind wir offenkundig noch Kinder, und zwar, wie es scheint, ziemlich talentlose, und denken und sprechen noch immer mit einigen englischen und vielen französischen Begriffen und Worten.

Wer auf die deutsche Sprache als eine Ursprache stolz ist, hat sich diesen Begriff nicht recht klar gemacht. Hätte Gott der Herr bei Anbeginn der Dinge eine Anzahl Menschen ausgewählt, ihren Wohnplatz von allen Seiten mit himmelhohen Mauern oder undurchdringlichen Wüsten umgeben, ihnen in eigener Person eine Sprache in den Mund gelegt und dafür gesorgt, daß diese im Lauf der Jahrtausende unverändert sich erhalte, — gut, dann möchte solch ein nationales Idiom als Ursprache bezeichnet werden. Diese naive Vorstellung liegt dem populären Urtheil in der That zu Grunde. Allein auf so leichte und einfache Weise ist unser jetziges Deutsch nicht entstanden. Es ruhte einst jenseits aller Geschichte im Schooße der indoeuropäischen Muttersprache, die an dem Punkte, bis zu dem wir combinirend aufwärts steigen können, selbst schon Produkt mannichfacher Schicksale war. Die Mehrsilbigkeit, der Formenreichthum, der Bestand abstrakter Begriffsbezeichnungen, weisen auf einen vorausgehenden Bildungsproceß, der wie alles Irdische im Drange der Noth, d. h. nicht ohne Störung von Außen, nicht ohne Abirrung im Innern, unter Verlusten und gezwungenen Behelfen sich vollzog. Verdunkelte Zusammensetzung ergab allmählig Flexion und Derivation; Benennungen sinnlicher Vorgänge, metaphorisch zum Ausdruck der sich regenden allgemeinen Begriffe verwandt, wurden in ihrer ursprünglichen Bedeutung erst halb, dann gar nicht mehr verstanden; selbständige Wörter erblaßten

zu bloßen Beziehungsmitteln im Satze; Zufall, Bequemlichkeit, Nachlässigkeit u. s. w. veranlaßte lautlichen Wandel aller Art. Mit einem Worte, die indogermanische Sprache, wie sie z. B. Schleicher in einem eigenen Werke aus ihren jüngern Gestaltungen zu reconstruiren versucht hat, steht selbst schon weit, weit von ihren Ursprüngen. Als dann die einzelnen Theile des Urvolks sich trennten und nach Süd und West in weite Fernen drangen, da konnte es nicht fehlen, daß der Ortswechsel, das neue Land, das veränderte Klima, die ungewohnten Lebensbedingungen zerstörend und schaffend auf die Laute und Ausdrucksformen der mitgebrachten Sprache einwirkten. Vieles wurde vergessen, verloren, Vieles neu erfahren, aus neuem Material gebildet. Nichts löst so sehr das feste Gefüge ererbter Denkart und Redeweise auf, als erst die Wanderung, dann, nachdem diese ihr Ziel erreicht, der darauf folgende Uebergang vom Hirtenstande zum Ackerbau, — die eingreifendste Umwälzung, die im Leben der Völker erfolgen kann. So finden wir in den neubesetzten Wohnplätzen, zur Zeit, wo das erste Dämmerlicht der Geschichte sie trifft, besondere Völker, jedes mit eigenthümlich differenziirter, d. h. durch Absterben und nachtreibendes Wachsthum individuell bestimmter Sprachen. Die früheste Gestalt des Deutschen, die wir kennen, die in der gothischen Bibelübersetzung, ist doch, so alterthümlich sie uns scheint, ein secundäres, metamorphes Gebilde, in vielen Partien für uns bereits undurch-

sichtig. Und seit dem Eintritt in den europäischen Kulturkreis — was ist da nicht aus der vermeintlichen Ursprache geworden! Man darf dreist mit einem Jeden der jetzt lebenden Patrioten ins Blaue und Schullehrer in kleinen Städten wetten, daß er nicht einen gothischen Satz verstehen wird, er müßte denn dieses alte Deutsch besonders studirt haben, etwa wie man Lateinisch und Griechisch lernt. Von der Aeneis bis zur göttlichen Komödie ist der Weg nicht weiter, als von Ulfilas bis Luther. Und auch den Eindrang von Fremdwörtern, den Einfluß der andern europäischen Sprachen, besonders der romanischen, auf die deutsche, pflegt man viel geringer anzuschlagen, als er in der That war. Der Verf. hat einmal in einer müssigen Stunde den Buchstaben k im Wörterbuch durchgezählt und findet unzweifelhaft deutsche Wortstämme 139, unzweifelhaft fremde 93, zweifelhafte 18. Und wohlgemerkt: solche, deren ausländisches Ansehen noch ganz deutlich ist, wie Karawane, Kastanie, Katalog, Katarrh u. s. w., sind nicht mitgezählt, da Jeder nach Belieben neue einführen kann, sondern nur diejenigen, die in alter Zeit entlehnt schon durch das deutsche Medium verwandelt worden sind. Bedenkt man nun 1) daß in vorgeschichtlicher Zeit gewiß manches Wort aus der Fremde aufgenommen wurde, das wir jetzt für urdeutsch halten — da bei noch mächtigem Sprachtriebe das Entlehnte rasch assimilirt wurde, der Lautverschiebung unterlag und nun in allen Mundarten, mit Transposition in

die Tonart einer jeden, gleichmäßig vorkommt; 2) daß in dem Buchstaben k sich besonders viel rohe Onomatopöien finden, deren häufiger Lautwechsel die Zahl der Stämme eigentlich nur scheinbar vermehrt, z. B. knarren, knurren, knirschen u. s. w., und auch unter den übrigen manche sind, die zusammen gehören und eigentlich nur einen Wortstamm bilden, z. B. klettern, Klette; Klammer, Klempner, klimmen u. s. w.; 3) daß alle aus dem Niederdeutschen, Holländischen, Englischen u. s. w. aufgenommenen Wörter — deren Anzahl sehr stark ist — hier als deutsche gerechnet sind; — bedenkt man dies, so erscheint unser jetziges Hochdeutsch als eine außerordentlich gemischte Sprache, zu der die mannichfachsten Elemente beigetragen haben. Und wie sollte dies auch anders sein, da sie doch eine gebildete, im Verkehr der Welt erwachsene, und das Volk, das sie spricht, keine abgesonderte Barbarenhorde ist.

Ein anderes Kennzeichen sogenannter Ursprachen, daß in diesen das mystische Band zwischen Laut und Begriff noch ungelöst ist, d. h. daß die Wörter nicht bloß als willkührliche Werthzeichen Geltung haben, sondern nach ihrem Ursprung lebendig gefühlt werden — auch dieser Vorzug fällt mit dem eben Gesagten in Nichts zusammen. Schon ehe es eine besondere deutsche Sprache gab, hatten Laut und Vorstellung sich von einander getrennt und waren ihre eigenen, oft sehr zufälligen und weit abführenden Wege gegangen. „Wir, die wir an unzähligen Beispielen erkannt haben, welch

eine ungeheure, die verschiedensten phonetischen Veränderungen herbeiführende Geschichte die Sanskritsprachen schon vor ihrer Trennung durchgemacht haben, werden aus dem subjectiven Eindruck der Laute nicht leicht uns zu einem Schluß berechtigt glauben" (Benfey, Griech. Wurzellex. 2, 188 f.). Seit der Trennung aber ist jene genetisch-intuitive Beseelung der Wörter vollends geschwunden. Schon der Dreiklang, in welchem nach Grimm jede deutsche Wurzel erscheint (binde, band, gebunden), beweist, daß der Vocal zum Ausdruck des Wurzelbegriffs unwesentlich geworden ist; schon die deutsche Lautverschiebung beweist für das consonantische Gerüste der Wörter dasselbe. Der paradiesische Naturton liegt auf keiner der europäischen Sprachen mehr und diejenigen, die in so jungen Lautformen, wie die der heutigen deutschen Sprache, noch unmittelbare Klangbilder der Empfindung vernehmen, ergötzen sich an vielleicht sehr gemüthlichen, aber völlig nichtigen und dem Kenner der Geschichte lächerlichen Phantasien. Wer erräth, indem er Mond sagt und dabei an den bleichen silbernen Gedankenfreund denkt, daß dieses Wort, identisch mit Monat, ursprünglich nichts weiter besagt, als Zeitmesser? Die romanischen Sprachen besitzen im Latein noch eher eine wirksame Erinnerung ihrer Ursprünge, als sie uns Deutschen in unserer jetzigen Sprache gegönnt ist. Lateinisch hat doch jeder Gebildete gelernt, z. B. der ganze Stand der Geistlichen vom untersten Dorfpfarrer

bis zum Erzbischof und Kardinal hinauf: dort aber ergiebt sich in vielen Fällen für das entstellte Wort und seine verwandelte Bedeutung die relative Urgestalt und die Sphäre seiner Verwandtschaft. Der Italiener findet — um bei dem obigen Beispiel zu bleiben — für sein mese ein lateinisches mensis, zu welchem das Participium mensus von metiri wenigstens einen Anklang an das ursprüngliche Verhältniß gewährt. Sein sole ist ihm freilich eben so unverständlich, wie uns unser Sonne; aber er denkt sich wenigstens den strahlenden Herrn des Himmels immer noch als Mann — il sole —, während für uns die religiösen Stürme der Urzeit die Sonne zur Frau und den Mond zum Manne gemacht haben, im Gegensatz zu der natürlichen Auffassung *). Uebrigens ist an dem Verlust des symbolisch bildlichen Charakters der Sprache nichts zu bedauern. Der Geist in seiner Erhebung von der Stufe der Kindheit zu Bewußtsein und Freiheit bedarf einer Sprache, in der der sinnliche Ursprung völlig getilgt ist und das Wort ohne Neben- und Widerschein rein den Begriff und nichts weiter benennt. Unsere Väter empfanden z. B. in der Causalpartikel weil (aus Weile) noch die Gleichzeitigkeit, in denn (eins mit dann) noch die Zeitfolge mit: es ist gewiß ein

*) Das Gothische schwankt hier noch auf merkwürdige Weise. Es hat drei Ausdrücke für Sonne: sunna, sunno, sauil, das erste — Masculinum, das zweite — Femininum, das dritte — Neutrum.

sprachlicher Fortschritt, daß uns jetzt bei logischen Operationen die Herkunft beider Wörter nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Oder wäre es nicht ein Vortheil, wenn den beiden Wörtern begreifen und Vernunft die Entstehung aus den sinnlichen Vorstellungen greifen und nehmen nicht wie die Erde an den Wurzeln noch anhinge, wenn sie ganz in das neue Reich des Gedankens eingegangen und darin wie eingeboren wären? Es ist hier wie in der Musik, wo auch keine unreinen Nebentöne mitklingen dürfen. Conventionelle Sprachen — wenn es solche giebt, denn diejenigen, die man so zu nennen beliebt, sind gleichfalls nicht Werke der Uebereinkunft, sondern historische Ergebnisse — nehmen daher eine höhere Stufe ein, als onomatopoetische Natursprachen. Selbst für die Poesie sind die ersteren ein feineres Material oder richtiger Vehikel — denn sonst müßte alle Poesie Dialect- oder Oh-, Ach- und Weh-Poesie sein. Es mag wahr sein, daß die Poesie älter ist, als die Prosa, aber die höchste Poesie setzt die Existenz einer gebildeten Prosa schon voraus und geistigere Sprachen vermitteln in reinerem Fluß die gehaltvollen Anschauungen der dichtenden Phantasie in ihren höhern objectiven Formen.

Die Art, wie die romanischen Sprachen aus dem Lateinischen hervorgingen, — die dabei wirkenden Umstände und waltenden Gesetze, — das geheime Thun des Menschengeistes, der auch im Dunkel wandelnd seines Weges nicht verfehlt, — die Selbsthülfe der

Natur im tiefsten Verfall, — die nicht ruhende Kraft, mit der sie aus Armuth neuen Reichthum schafft, — die Rücknahme edler Bildungsformen, Resultate einer bereits erschöpften Entwickelung, in den elementaren Schoß und ihre Verwendung zum Anfangspunkt einer neuen Reihe, — die mystische Dämmerung, die über diesem Weben der innern Kräfte schwebt, — der Schleier, den das sogen. Mittellatein darüber ausgebreitet hält, bis im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit Dantes, auf dem Fußgestell neben einander bestehender dunkler Mundarten und Redeweisen, die italienische Sprache auf einmal fertig für uns dasteht, ein neuklassisches Kunstwerk, ein Werk der Schönheit und tiefen Sinnes, in ihrem überraschenden Hervorgang ganz zu vergleichen dem der politischen Einheit Italiens, die sich in unsern Tagen eben so schnell und scheinbar leicht und mühelos vollzog, — alles dies macht die Entstehung und Ausbildung der romanischen Sprachen, und speciell der italienischen, zu dem anziehendsten, aber lange verkannten Gegenstand sprach- und kulturgeschichtlichen Studiums. Eine ähnliche Rück- und Neubildung, wie die Sprache, erfuhren im Mittelalter und gegen Ende desselben die antike Kunst, das römische Recht, Kleidertracht, Architektur, Philosophie u. s. w. Doch können wir hier nur daran erinnern.

Die römische Sprache, wie sie in den Werken der klassischen Epoche erscheint, erweist sich der aufsteigenden Forschung zwar als ein vielfach jüngeres Gebilde, für

sich betrachtet aber ist sie doch die alterthümliche, formvolle Rede der in Rom herrschenden conservativen Aristokratie, der Priester- und Staatsreligion, des Gesetzes und Rechtes. Das Ansehen, das die geschmackvollen, griechisch gebildeten Schriftsteller der letzten Jahre der Republik und des augusteischen Zeitalters gewannen, vornehmlich Cicero und Vergil, verbunden mit der Consolidirung des Staatswesens durch das Kaiserthum, fixirten diese Sprache als feste unwandelbare Form für alle Zeiten des Reiches und darüber hinaus. Sie war die Trägerin der politischen und literarischen Tradition und wurde hinwiederum von dieser getragen; Knaben lernten sie in den Schulen der Grammatiker an der Hand der Muster; sie allein wurde geschrieben. Aber während sie auf diese Weise erstarrte, ging das Leben indessen seinen Gang. Die Sprache im Volksmunde, der alte plebejische Dialekt, gestaltete und entwickelte sich, von Schule und Regel nicht gehemmt, unter dem Andrang täglicher Bedürfnisse und wechselnder Einwirkungen von außen. Das Latein der Schriftsteller, das adelige, imperatorische Organ der Herrschaft und Bildung, und der sermo rusticus, barbarus, vulgaris wichen bald sehr erheblich von einander ab. Die Sclavenfamilie und der villicus, die Soldaten und der centurio, die lixae und Marketender, die Weiber und Kinder, die Handwerker aller Art, die pistores, fartores, fullones, sutores, sarcinatores u. s. w., die Hausirer und Krämer, die Bewohner der kleinen Städte

— sie Alle sprachen nach Pott's Ausdruck ein Plattlatein, bei welchem es nur auf Deutlichkeit des Sinnes und schnelles Verständniß, Bequemlichkeit der Laute und unmittelbaren Ausdruck der groben, aber lebendigen Empfindung ankam. Während im Theater die untern Reihen, wo die Vornehmen saßen, lateinisch sich unterhielten — mit eingemengten griechischen Phrasen —, jubelten die obern barbare (Quintil. 1, 6, 45: nam, ut transeam, quemadmodum vulgo imperiti loquuntur; tota saepe theatra et omnem Circi turbam barbare exclamasse scimus). Nicht geringer war der Abstand des Volksgesanges, des alten, gewiß nicht erloschenen auf Hebung und Senkung gebauten saturninischen Maßes von den nachgeahmten griechischen Schulgedichten mit ihrer Messung nach der Quantität, ihren langen Flexionssilben von gleicher metrischer Kraft, wie die Stammsilben, ihrer verschränkten Construction und gelehrten Mythologie. — Zu diesem Gegensatz kam als zweites mächtiges Moment die Ausbreitung der römischen Sprache, die doch nur die Sprache einer Stadt oder einer Landschaft gewesen war, über weite Provinzen und Länder. Zwar daß die italischen Bruderstämme, die Sabiner, Osker und die Umbrer, mit dem Bürgerrecht auch die verwandte Mundart der beherrschenden Lateiner annahmen, kann nicht für wunderbar gelten; aber auch die Etrusker, die in dichten Massen Oberitalien bis zum Apennin erfüllenden Celten, die Ligurer im Nordwesten, die Veneter im Nord-

osten erscheinen bald völlig latinisirt, so sehr daß gegen Ende der Republik einer der naivsten und ächtesten lateinischen Dichter, Catullus, nach Namen und Geburtsort (Verona) ein Celte ist (wie auch die Namen Vergilius, Livius, Plinius gallisch sind, s. Glück, die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen, München 1857, S. 47, und schon früher Zeuß, Gr. Celt., im index gallicus). Administration und Rechtsprechung, die imponirende politische Ordnung, die Verlockung durch den schönern und menschlicheren römisch-griechischen Göttercultus und Mythus, die Theilnahme an dem entwickelteren auf Verstand und Freiheit gebauten Privatrecht, Handel und Verkehr mit dem vorgeschrittenen Italien, Rhetorik, Technik aller Art, Kunst, überhaupt die Uebermacht lateinisch-hellenischer Bildung, unterstützt durch zahlreiche Einwanderung, — diese mächtigen Propagationsmittel unterwarfen auch ferner liegende große Barbarenländer, wie Hispanien und Gallien, in kurzer Zeit und in durchgreifender Weise der römisch-italischen Zunge. Das höhere Latein wurde auch hier in den Schulen gelehrt und Händler, Kolonisten und Veteranen brachten auch hier ihre Volksmundart unter die große Masse. Das römische Reich wurde, je weiter in der Zeit abwärts, desto mehr, ein brausender Hexenkessel, in dem eine ungeheure Mischung vor sich ging und das Unterste zu oberst stieg. Irgend ein gemeiner Soldat, thracischer Herkunft, konnte Kaiser werden, der altehrwürdige Senat war voll barbarischen

Blutes. Gegen die neuen Klimate und ihre Produkte, gegen die Anschauungen und Sitten, die alten Erfindungen der vielen unterworfenen Völker, vorzüglich der Anwohner des Oceans und der naturkräftigen thracisch-illyrischen Stämme in der Donauebene und am Hämus, konnte sich das enge und geschlossene Idiom der latinischen Landschaft in seiner Reinheit nicht halten. Besonders das Heerwesen, das immer mehr der eigentliche Halt des ungeheuren Reiches wurde, vermittelte wie die Verbreitung der herrschenden Sprache, so die Aufnahme und Verschmelzung fremder Begriffe. Die Conscription versammelte Genossen der verschiedensten Länder in den Armeen und stehenden Lagern, in denen eine eigene Militärsprache sich ausbildete, die wieder durch Ansiedelung gedienter Soldaten, durch Veteranenkolonien und durch den lebhaften Krämerhandel in und bei den Stationen auf die Bevölkerung ganzer Landstriche überging. Vielleicht stammen aus diesem sermo militaris oder castrensis Ausdrücke wie camisia das Hemd (aus dem Gallischen entlehnt), papilio Schmetterling als Bezeichnung des Zeltes (welches auch geflügelt ist, ital. padiglione, franz. pavillon), captivus in der Bedeutung schlecht, übel (ital. cattivo, franz. chétif), viaticum statt iter (ital. viaggio, franz. voyage, Reisepfennig, den der heimkehrende Veteran mit auf den Weg nahm, daher Reise überhaupt) u. s. w. Vom Orient aus wirkte das Juden- und Christenthum zersetzend im Innern.

Schon in verhältnißmäßig früher Zeit war Italien von jüdischen und syrischen Sclaven und Sclavinnen überfüllt (Cic. de prov. cons. 5. §. 10: Judaeis et Syris, nationibus natis servituti), die als Gärtner, Köche, Musikanten, als leichtfertige Zofen, Tänzerinnen, Cytherspielerinnen dem Luxus der Reichen dienten und die Künste und die Verdorbenheit des Orients einführten. Von daher Wörter wie jubilum, jubilare, das schon Varro als einen Bauernausdruck bezeichnet, oder pandura, pandurium die Laute, Cither (ein assyrisches Wort, heut zu Tage auch in der Form mandola, franz. mandore). Das Lateinische als Herrscherspräche ging noch immer mit dem Purpurstreif an der Toga, aber es konnte sich der steigenden Fluth von unten nicht mehr erwehren; es wurde immer künstlicher, schwülstiger, unreiner; es schwankte allmählig in das sogenannte Mittellatein, die Kirchen-, Staats- und Literatursprache des Mittelalters hinüber. Ungesehen, im Dunkel des Lebens, im Zuge der Nothwendigkeit, bildete sich eine moderne Sprache mit weiterem Gesichtskreis und tieferem Empfindungsgrunde aus — das Romanische. Die hereinbrechende Nacht der Barbarei war seinem Werden nur günstig. Als das Römische Reich zusammenstürzte, war es in den Grundzügen sicher schon da: das Germanische konnte es im Einzelnen zur Seite lenken, aber nicht in seiner Richtung wesentlich bestimmen, noch viel weniger es hervorrufen und schaffen. Das Urtheil eines berühmten Sprachforschers, das

Romanische sei ein mit germanischem Munde gesproche-
nes oder germanisch behandeltes Latein, beruht auf Ge-
neralisirung einzelner, verhältnißmäßig nicht zahlreicher
Fälle und ist daher gewiß verfehlt.

Eine moderne Sprache, sagen wir, hatte sich
hervorgebildet, eine christliche, eine europäische. Mo-
dern — im Gegensatz zu den antiken, wie das Grie-
chische und Lateinische, den künstlerischen, von einem
Theater, einem Forum umschlossenen Sprachen kleiner
Politien, die zugleich so geistvoll und so sinnlich sind
und den tiefern Bruch zwischen Ideal und Wirklichkeit
noch nicht kennen; christlich — im Gegensatz zu den
ethnischen, wie das Gothische und noch heut zu Tage
das Slawische in den meisten seiner Zweige, Sprachen, die
in die Geschichte der Menschheit noch nicht eingetreten
sind; europäisch, d. h. auf weiterem Schauplatz, im
Wechselverkehr der Länder und Klimate, innerhalb des
ungeheuren römischen Reiches und seiner Nachfolgerin,
der völkerumfassenden christlichen Kirche, geboren und
erwachsen.

Auf den ersten Blick scheinen die romanischen
Sprachen eine ungeheure Einbuße erlitten zu haben.
Die alte Grammatik ist zu Grunde gegangen, die feier-
lichen Flexionssilben sind verschwunden, die durch sie
bedingte freie Wortstellung ist eine gebundene gewor-
den. Das Neutrum ist aufgegeben, an die Stelle des
Infinitivs sind in vielen Fällen Satzpartikeln, an die
der Casusendungen Präpositionen, an die der Personal-

endungen voranstehende Pronomina getreten. Der Comparativ und Superlativ wird durch Umschreibung, eine Anzahl Tempora durch Hülfsverba ersetzt. Das Substantiv bedarf der Begleitung durch das abgeschwächte Zahlwort unus oder das gleichfalls erblaßte Demonstrativpronomen ille, den sogenannten Artikel. Daß das Ganze dieser Erscheinungen den Charakter moderner Sprachen überhaupt constituirt, beweist nicht bloß das Neugriechische, sondern auch das Deutsche, welches seit gothischer Zeit ganz denselben Gang verfolgt hat und jetzt gleichfalls das Substantiv durch den Artikel stützt, die abhängigen Sätze durch ein d a ß einleitet, von der Flexion nur einen geringen Rest noch bewahrt und die meisten Tempora des Verbums umschreibt. Vielleicht geschieht dieser Uebergang aus den Flexionssprachen in die sogenannten analytischen auf folgende Art. In einem gebildeteren Zeitalter, nach längerer geschichtlicher Entwickelung, im Zusammenstoß oder Verkehr mit fremden Volksgeistern, in Folge ergreifender Ereignisse u. s. w. weicht der Halbschlummer einer größern geistigen Regsamkeit; diese führt zu einem schnelleren bewegteren Sprechen; dieses bringt Verkürzung der Beziehungsformen mit sich, die in dieser Abschleifung zuletzt ungenügend werden. Gewiß sprachen die Römer der älteren republikanischen Zeit langsamer und feierlicher, als die der Kaiserzeiten, die so viel erlebt hatten; gewiß auch klang die Rede im Munde der Deutschen vor der Völkerwanderung gravitätischer, als nach der

Berührung mit der römischen Welt und der Annahme des Christenthums. Dabei verstärkt sich in einem erregteren, nervösen Geschlecht der Accent, der Hauptzerstörer der Flexion und der mit ihr wesentlich zusammenhängenden Vocalquantität. Die Deutlichkeit leidet: Auxiliarwendungen stellen sich ein und greifen von einzelnen Punkten immer weiter um sich. Zwar stellt sich die Schrift, die überall conservativ wirkt, dem Umschwung entgegen, aber sie vermag ihn höchstens zu retardiren, nicht ihn gänzlich abzuwenden, und in Zeiten, wie der Ausgang des Alterthums und der Beginn des Mittelalters, weniger als je. Man glaube aber nicht, daß in diesem Proceß nur ein schwindendes Leben zur Erscheinung komme. In der neuern Weise liegt vielmehr eine reifere Männlichkeit, ein die Phantasie-Hülle abstreifender denk- und sachgemäßer Ernst, daher ein helleres, gleichmäßigeres Licht, ja selbst eine frischere Sinnlichkeit. Die alten feineren oft nur in einem Buchstaben, einer Betonung oder Quantität bestehenden, mit dem Begriffsworte verwachsenen Beziehungen sind dem Gefühl nicht eingreifend genug, dem Verstande, der Inhalt und Form geschieden wissen will, störend; sie theilen die Aufmerksamkeit und halten sie bei Nebendingen, bei anhangendem schönem Schein auf; ihre Mannichfaltigkeit, z. B. die der sechs Casus des Singulars und Plurals in den fünf lateinischen Declinationen, erscheint als kindisches von der Sache abführendes Spiel. Der Redende, indem er Partikeln

braucht und nach festen Formeln umschreibt, giebt daher gleichsam vollere Stücke mit gleichbleibendem Werth und einfach kenntlichem Gepräge; zugleich gewinnt er Raum für den wesentlichen Gedanken, der in der klaren, logischen Wortstellung in seiner natürlichen Gestalt hervortritt. Daß die englische Sprache z. B. das Genus der Substantiva aufgegeben hat, darf in dieser Hinsicht als großer Vorzug angesehen werden. Ist es nicht in einer Zeit, wo der Geist seiner und der Natur sich bewußt geworden ist, eine lächerliche und kindische Phantasie, alle Dinge als Mann oder Weib oder ausdrücklich als keins von beiden anschauen zu wollen? Da in der That an den Geschlechtsunterschied nicht mehr gedacht wird, so bildet das Genus, dem sich auch noch alle weitern Bestimmungen des Substantivs, wie Pronomen, Adjectiv, Participium, in der Form anschließen müssen, nur einen zweckwidrigen, den einfachen Gehalt des Gedachten trübenden Umschweif. Dies gilt von vielen Flexionsformen der antiken Sprachen. So weit aber, als das Englische, das modernste aller Idiome, sind die heutigen romanischen Sprachen im Punkt der Abwerfung aller Grammatik nicht vorgeschritten. Dem rücksichtslosen realistischen Verstande englischer Wort- und Satzbildung stellte sich bei den Romanen das diesen Völkern unauslöschlich innewohnende Formgefühl, die Freude an Klangschönheit, fließender Leichtigkeit, graziöser Verschmelzung, d. h. doch wieder an grammatischer Zu-

sammenfassung entgegen. Die Geschichte der romanischen Sprachen wurde in manchen Theilen zugleich die einer Regeneration. Und was bemerkenswerth ist, die Mittel, die der neue Trieb ergriff, sind oft die gleichen, deren sich eine ältere, längst vergessene Sprachperiode zur Erzeugung grammatischer Formen bedient hatte. Wenn z. B. das romanische Futurum aus einem verwachsenen Verbum habere entstand (canterò = cantare habeo), so ist dies der Bildung lateinischer Tempora durch die Verbalwurzeln as und fu oder des deutschen Präteritums schwacher Conjugation durch Anfügung des Verbums t h u n analog; eben so gleicht die Bezeichnung der Personen beim Verbum durch ego, tu, ille (*je* donne, *tu* donnes, *il* donne) der uralten Entstehung eben dieser Personen im indoeuropäischen Verbum durch suffigirte Pronomina, wie auch die Art, wie das verloren gegangene Passivum theilweise durch das Reflexivpronomen ersetzt wird (si dice = es wird gesagt), nur eine Wiederholung des Vorgangs ist, durch den im Urlatein die Formen dicitur, loquitur sich gebildet hatten u. s. w.

Auch eine Menge sehr wichtiger Wortstämme der lateinischen Schriftsprache sind im Neulatein oder Italienischen erloschen. Die Gründe lassen sich hin und wieder errathen und gewähren dann einen Einblick in die Tiefen der Sprachgeschichte. Warum ging z. B. das altehrwürdige ignis verloren? Da keine romanische Sprache es besitzt, so muß es schon in der Kaiser-

zeit kein lebendiges Wort mehr gewesen sein. Vielleicht war es bei einzelnen italienischen Stämmen schon in der Urzeit nicht mehr vorhanden, wie auch Germanen und Griechen es nicht kennen: die Umbrer sagten schon pir, wie die Hochdeutschen fiur und die Griechen *πῦρ*; vielleicht auch waren mythologische Vorstellungen und religiöse Spaltungen der Grund, warum die Völker in der Benennung des Feuers sich gruppenweise gegenüberstehen: die Slawen haben das sanskritische agnis bewahrt, die Germanen es aufgegeben; in demselben Verhältniß stehen Lateiner und Griechen zu einander; der Gothe sagte fon, funins — ein Wort, das eben so räthselhaft ist, als guth, Gott; das altceltische aidu, aid, woher der aus Cäsar bekannte Name der Aeduer stammt, kommt mit dem ahd. eit, ags. âd (Feuer) und dem griechischen *αἴθω* u. s. w. überein (Stockes, Irish glosses, 948); ein anderes celtisches Wort tene, Gen. tened (Zeuß 102), mit dem goth. tandjan anzünden. Abweichend von all dem setzen die Romanen focus für ignis, worin ihnen schon Properz vorausging; sie thaten es nicht sowohl nach dem rhetorischen Tropus: Ort statt des Dinges an dem Ort, als sie vielmehr das alte Wort focus, Wärme, Feuer, nach dem auch der Herd benannt wurde, in der ursprünglichen Bedeutung bewahrten. — In ähnlicher Weise finden wir statt *lapis*, welches verschwand, jetzt saxum (ital. sasso) oder das griechische *πέτρος*, *πέτρα* (ital. pietra, franz. pierre), im Gebrauch. Altitalischen

Sprachen wird es fremd gewesen sein, ganz wie auch die übrigen verwandten Völker jedes für den Begriff Stein einen eigenen Ausdruck besitzen: gr. *λίθος*, goth. stains, slaw. kamy, kamenĭ u. s. w. — *Aeger*, krank, ging verloren und wird durch male aptus (ital. malatto, franz. malade, buchstäblich = unpäßlich) umschrieben, wie auch unser ächtes siech, Sucht durch ein spätes, der Herkunft nach dunkles krank, Krankheit verdrängt wurde (krank erst mhd. und zwar in der Bedeutung schwach, schlank, gering; bei Bonerius ist das Schilfrohr krank im Vergleich mit der Eiche; „ein Rosenbaum hoch und krank mit zweien blühenden Aesten" — bei einem Minnesänger). — *Magnus* ging unter, ganz wie das urverwandte deutsche michel; an die Stelle trat grandis, wie im Deutschen groß. Dasselbe Schicksal hatten *parvus* und lützel (bei lebhaftem Eindruck der Größe und Kleinheit greift der Redende nach einem frischen, sinnenfälligen Wort. — *Putare* meinen, scheinbar eine ächt bäurische Metapher, muß in dieser Bedeutung auf den Kreis der eigentlichen Lateiner beschränkt gewesen sein, da die romanischen Sprachen es nicht anerkennen. — Statt *emere* kaufen sagte die Krämersprache comparare, schon bei Terenz, eigentlich sich verschaffen, oder adcaptare, franz. acheter. — Lernen, *discere*, wurde sinnlicher durch imparare, gleichsam sich bemächtigen, oder durch apprehendere, ergreifen, auffassen ausgedrückt. — Die Gans, *anser*, bezeichneten die Gutsleute und Sclaven in Weise des

Volks mit dem Gattungsnamen avica der Vogel (ital. oca, franz. oie), — „wie man," sagt Diez, „das Rind schlechtweg animal nannte", und wie pullus das Hühnchen, ital. la pecora das Schaf ist. — Bekannt ist, daß religiöse Scheu der Christen manchem Worte den Untergang brachte, welches zum Ausdruck für Gegenstände des Kultus oder Begriffe des Dogmas verwandt, aus dem gemeinen Gebrauche ausgeschlossen blieb. *Domus* wurde der Dom, das Haus Gottes, und das Menschenhaus hieß casa, in Gallien mansio (Verbleib, franz. maison); *verbum*, das Wort Gottes, konnte auf das Wort aus dem Menschenmunde nicht mehr angewandt werden, für welches nun das bäurische mutire muxen (ital. motto, franz. mot) aushelfen oder ein seltsames parabola (ital. parola, parlare, franz. parole, parler) aus dem Griechischen geholt werden mußte; *vesper* behielt sich die Kirche für ihre Abendmesse vor und der Abend wurde nun mit dem Adjectiv serus als die späte Zeit bezeichnet (ital. la sera, franz. le soir) u. s. w. — Viel edle Worte der alten Sprache gingen auch unter, weil sie, außerhalb der Literatur- und Bildungssphäre, in der freien Luft des rohen Lebens gleichsam nicht ausdauerten. Sie waren zu zart, zu flüchtig und hatten lautlich und begrifflich nicht Körper und Gewicht genug. Der Mund des Bauern und Soldaten, des sich selbst überlassenen Winzers, Handwerkers, Colonen, Händlers u. s. w. bedurfte derberer Wörter, die zum Ohre drangen, gröberer

metaphorischer Späße. Er ließ *os*, oris fallen und sagte bucca, Maul, ebenso manducare kauen (mangiare, manger) statt *edere*, welches gleichsam zu dünn und schwach war; caballus statt equus (wie im Deutschen das häßliche Pferd, aus mittellateinischem paraveredus, die alten edlen Ausdrücke verdrängte); testa, Scherbe, Schale, statt *caput* (wie auch Kopf, d. h. Schale, Scherbe an die Stelle von Haupt trat und wie auch *κεφαλή*, caput u. s. w. ursprünglich dasselbe besagten); batuere (ital. battere, franz. battre, bataille, bataillon, batterie) statt *caedere*, *ferire*; spatha, der Spatel, breiter Rührstock (ital. spada, franz. épée), statt *ensis* oder *gladius*; captiare fangen (ital. cacciare, franz. chasser, la chasse) statt *venari* u. s. w. Als von zu geringem Lautgehalt verschwanden Wörter wie *vis* (statt dessen von fortis ital. forza, franz. force), *res* (wofür causa, ital. cosa, franz. chose, mit ähnlichem Begriffsübergang wie bei den deutschen Wörtern Ding und Sache), *jus* (ersetzt durch rectum, directum, entsprechend dem griechischen *ὀρθόν* und deutschen Recht; das Gegentheil davon tortum, das Gewundene, il torto, le tort; schon bei Cicero pro Caec. 27: jus omne torqueri), *scire* (dafür das kräftigere sapere) u. s. w. Auch wo das Wort blieb, geschah dies nur mit Hülfe einer Verstärkung: entweder durch Derivation: speranza, esperance statt spes, ganascia, ganache statt gena, rame, franz. airain, von aeramen statt aes; oder durch Adjectiv-

formen: inverno, hiver von hibernus statt hiems, giorno, jour von diurnus statt dies; oder durch Frequentativa: cantare, chanter für canere, ajutare für juvare und unzählige andere; oder durch Composition: primavera statt des unscheinbaren ver, welches die Franzosen durch primum tempus ersetzen, cucire, franz. coudre, von consuere, da das Simplex suere nur einen Consonanten hatte (wie auch sus Schwein aus demselben Grunde sich nicht halten konnte) u. s. w.

Da nun so viele Wörter des Altlateinischen in den neuern Sprachen verloren sind und da nach dem Spruch: „Sprachen verlieren nur Wurzeln, neue können sie sich nicht schaffen,“ auch kein Ersatz möglich war, so folgt, daß die romanischen Sprachen arme, bedürftige Enkel eines einst reichen Ahnherrn sind, die kaum ihre Blöße decken und ihrem täglichen Bedürfniß genügen können. Aehnlich stünde das Verhältniß unseres jetzigen Neuhochdeutsch gegen die Sprache Otfrieds oder gar gegen die des Ulfilas. Zwar, da die moderne Begriffswelt offenbar eine weitere ist, da es jetzt, so zu sagen, mehr Dinge in der Welt giebt, als zur Zeit der Alten, — wie kann es weniger Wörter geben? Oder liegt es gerade im Wesen secundärer Sprachen und des reiferen Denkens, dessen Ausdruck sie sind, daß es weniger Individuen und individuelle Benennungen giebt, diese vielmehr als generelle Gruppen zusammengeschaut und die Namen der Einzelnen durch immer neue Differenziirung des sparsam vorhandenen Grund-

stoffes auf logische Centra bezogen werden? Wie dem auch sein mag, die Behauptung, daß neue Wurzeln nicht entstehen können, ist nur dann wahr, wenn man unter Neuschaffung rein die Entstehung aus Nichts, gleichsam durch ein Wunder, ohne endliche Vermittelung und folglich der Sonde des Forschers unerreichbar, — sich denkt. Dann ist der Satz unumstößlich, versteht sich aber dann auch ganz von selbst. Aber jene Anknüpfung zugegeben, ist in den romanischen Sprachen viel, sehr viel neuer Wortstoff aufgetreten, der sie auch in lexikalischer Beziehung dem Lateinischen überlegen macht. Von den mannichfachen Wegen, die die Sprache dabei einschlug, sind einige in Folgendem enthalten. 1) Lautveränderungen aller Art, hervorgebracht durch Zufall, Mißverständniß, üble Gewohnheit, locale und dialektische Aussprache u. s. w., wird vom Begriffe festgehalten und benutzt. Wie bei gewissen Thiergattungen Vermehrung durch Theilung eintritt, so ergab ein und dasselbe lateinische Wort, je nach der Behandlung, zwei und mehr neuere. Vas, vasculum wurde zu vascello, Schiff, und vasello, Gefäß, aus lex stammt la legge, das Gesetz, aber auch la lega, Gehalt der Münzen, allegare, legiren; pendere, pensare gab peso, Gewicht, pesare, wägen, aber auch pensare, franz. penser, denken (wie das deutsche erwägen) und franz. panser, eine Wunde verbinden, ein Pferd warten (wo auch die Schrift das neue Wort besiegelte); aus nitidus ward netto und nitido, aus limpidus lindo und limpido

u. s. w. Eben so spalteten sich im Deutschen fest (firmus) und fast (paene), schon (jam) und schön (pulcher), schlecht (malus) und schlicht (simplex) u. s. w. Der Linguist wird sagen, dies sei nur eine scheinbare Zeugung, allein das Scheinbare fällt hier mit dem Wirklichen zusammen. 2) Durch Zugang fremden Sprachstoffes, eine ergiebige Quelle der Bereicherung und Belebung. Nur beschränkte Kleinstädter haben meinen können, es sei für eine Sprache förderlich, fern von den Menschen aufzuwachsen, oder strenge Prohibition und Grenzwache nebst Verbrennung eingedrungener fremder Waaren stärke die Production, mache das Land reich und sei ein Gebot nationaler Würde. Ganz im Gegentheil. Viel Fremdwörter, viel Kulturverkehr; viel entlehnt, viel gelernt; eine reiche Geschichte, ein an mannichfachem Gute reiche Sprache. Schon auf italischem Boden und in früher Zeit hatte das populäre Latein manches Fremde aufgenommen. Da z. B. die Celten längst in Italien angesessen waren, ehe unsere ältesten Schriften verfaßt wurden, so mag dort manches celtische Wort sich bergen, das wir, weil es bei Plautus, Cato, Varro u. s. w. vorkommt, für ächt lateinisch halten. So erklärt sich die Thatsache, die in dem Verzeichniß in Diefenbachs Origines Europaeae zu wiederholten Malen aufstößt, daß ein Ausdruck, den uns die Alten als gallischer, spanischer u. s. w. Herkunft bezeichnen, doch zugleich in ältern lateinischen Sprachquellen als gangbares Wort erscheint. Die romanischen

Sprachen haben indeß aus dem Celtischen, das doch auf einem großen Theil ihres jetzigen Gebietes die frühere Landessprache war, verhältnißmäßig nur Weniges aufgenommen. Da wir freilich die älteste Gestalt der ohnehin mit dem Lateinischen verwandten celtischen Sprachen fast gar nicht kennen, — wer sagt uns, wie viele unter den dunkeln, räthselhaften Wörtern, deren es doch in den jetzigen romanischen Sprachen immer noch eine beträchtliche Zahl giebt, aus dieser Quelle stammen? oder wie viele aus iberischer, ligurischer, venetisch-illyrischer? Daß die griechische Sprache dem Latein und seinen Töchtern reichlich mitgetheilt, ist bei dem Kultur-Vorsprung Griechenlands von vorn herein wahrscheinlich. Der griechische Einfluß machte sich viele Jahrhunderte lang und in mehreren auf einander folgenden Epochen geltend. Zuerst in der Urzeit, als die griechische Colonisation den einfältigen Natursöhnen mannichfache Künste und Sitten und damit Wörter wie oleum, classis, rosa, machina, purpura, gubernator, ergastulum u. s. w. zuführte. Dann nach Eroberung Unteritaliens, Siciliens und Griechenlands selbst, zur Zeit wo griechische Sclaven, Lehrer, Künstler, Aerzte, Hausgenossen aller Art einströmten, jeder Gebildete beide Sprachen kannte und der Orient selbst gräcisirt war. Endlich auch nach Untergang des römischen Reichs, als dem Abendlande gegenüber immer noch Byzanz der Sitz verfeinerten Lebens war und große Theile des italienischen Landes unmittelbar dem griechischen Hofe

unterworfen waren. Nur selten ist es dem Wort selbst anzusehn, zu welcher Zeit es eingewandert, wie z. B. cetera, cetra, die Cither, aus alter Zeit stammt, während chitarra, guitarre, dem griechischen κιθάρα noch ganz nahe liegt. Die Entlehnung mancher Wörter scheint nicht kulturgeschichtlich, sondern durch unmittelbares Zusammenleben auf italischem Boden erklärlich, z. B. tallo der Zweig — von θάλλος, torso der Stumpf — von θύρσος, tomba die Gruft — von τύμβος, bulimo, sbulimo der Heißhunger — von βούλιμος, baleno der Blitz, arcobaleno der Regenbogen von βέλεμνον, βελεμνίτης (muß ein altes Wort sein, dessen Entlehnung nach Zeit und Ort räthselhaft ist; sollte der Name des celtischen Gottes Belenus, den die Alten mit Apollo wiedergeben, der aber vielleicht auch Blitze schleuderte, im Spiel sein? die Quantität Belĕnus widerspricht. Vielleicht ist das Wort auch kein direkt griechisches, sondern stammt aus einer der Sprachen, die sich in den Boden Italiens theilten, und würde dann mit φαλός licht, glänzend, φάλαινα die Lichtmotte, φαλαρός u. s. w. verwandt sein), zio, zia, Oheim, Tante — von θεῖος, θεῖα (Verwandtschaftsnamen wandern leicht von Volk zu Volk), schizzo, Skizze — von σχέδιος, grotta — von κρύπτη, tufo tuffo — von τῦφος, cambiare, franz. changer — von κάμπτειν (eigentlich von der Rennbahn, hin- und zurückfahren), bottega, franz. boutique — von ἀποθήκη, piazza, franz. la place — von πλατεῖα (d. h.

ὁδός; schon bei Horaz Ep. 2, 2, 71 platĕa mit verkürzter Penultima, Anfangs Straße, dann Platz. Straßen und Plätze sind späte Kulturbegriffe, die von fremden Völkern entlehnt werden; in den Weilern der ältesten Zeit lagen die Häuser oder Hütten zerstreut), treggea, franz. dragée, Zuckerwerk, — von *τραγήματα*, mostaccio, franz. moustache — von *μύσταξ* (dorische Form statt *μάσταξ*, eigentlich Mund, dann Oberlippe und Schnurrbart), crocchiare klappern — von *κρόταλον* u. s. w. Andere legen Zeugniß ab von griechischer Kunstfertigkeit, Technik, Mathematik, Baukunst, Arzneikunde u. s. w., z. B. mangano die Schleuder — von *μάγγανον* (davon das deutsche Mange, Mangel — Rolle zum Glätten der Wäsche), trepano, trapano der Bohrer — von *τρύπανον*, magrana, franz. migraine — von *ἡμικρανία*, sesta, seste Zirkel — von *ξυστόν*, colla der Leim — von *κόλλα* u. s. w. In Schifffahrt und Seewesen waren die Griechen der ältesten wie der spätern Zeit die Lehrer Italiens, wie das heutige Europa den Holländern und Engländern Ausdrücke dafür entlehnt hat: gonda, gondola — von *κόνδυ* (altravennatisch oder neuvenetianisch?), nolo, noleggio Fracht — von *ναῦλον*, nocchiere, Steuermann — von *ναύκληρος*, fanale Schiffslaterne, Leuchtthurm — von *φανός*, stuolo Mannschaft — von *στόλος*, barca — von *βᾶρις* (ein messapisches Wort?), poggia, rechte Seite des Schiffes — von *πόδιον* (*πόδες* die beiden untern Zipfel des Segels), sarte, sartie Tauwerk —

von ἐξάρτιον u. s. w. Dahin rechnen wir auch libeccio Südwestwind — von λίψ, golfo — von κόλπος, und die Fischnamen: triglia — τρίγλη, trota, Forelle — τρώκτης, boca, franz. le bogue — βόαξ, βῶξ u. s. w. Daß das Christenthum, welches aus Osten kam, griechische Wörter einführte, ist natürlich: biasimo, franz. blâme — von βλάσφημος, lästerlich, βλασφημία Lästerung, parroco, parrocchia, Pfarrer, Pfarre — von παροικία, chiesa, église — von ἐκκλησία u. s. w. Verhältnißmäßig spät müssen solche griechische Wörter eingewandert sein, die nach dem Accent, nicht nach der Quantität gesprochen sind, z. B. ermo einsam — ἔρημος, idolo — εἴδωλον, idéa — ἰδέα u. s. w. Die byzantinische Herkunft endlich folgender Wörter beweisen die eigenthümlichen Kulturbegriffe, deren Ausdruck sie sind: inchiostro, franz. encre — von ἔγκαυστον (die purpurrothe Tinte, deren sich die Kaiser zur Unterschrift bedienten), sciamito Sammet — von ἕξ und μίτος der Faden, Gewebe aus sechs Seidenfäden (daher auch das deutsche Sammet), brillare, briller — aus dem Namen des Edelsteins Beryllus, der in den Kaiserjahrhunderten immer populärer wurde, obgleich ihn die Wenigsten gesehen hatten (woher auch unser Brille), polizza, police — von polyptychon, protocollo — von πρωτόκολλον, eigentlich das vorgeklebte Blatt, garofano, franz. girofle Gewürznelke — von καρυόφυλλον, duca der Herzog (davon ducato der Dukate) — von δούξ, im Accusativ δοῦκα (welches

selbst wieder von den Griechen aus dem lateinischen dux gebildet war; der Doge von Venedig aber stammt unmittelbar von dux), paggio der Page — aus παιδίον u. s. w. — Die Völkerwanderung brachte germanische Völker als Sieger auf römischen Boden und mit ihnen neue Staats-, Rechts- und Kriegsformen. Wie sollten germanische Wörter nicht eingedrungen sein? Dies geschah in Menge, doch nicht so, daß Mischsprachen daraus hervorgegangen wären. Erstens war dazu die Zahl der Fremdlinge doch nicht groß genug, zweitens wurden auch die aufgenommenen Barbarismen von dem romanischen Sprachgeist ergriffen und seinen phonetischen und constructiven Normen unterworfen. Daß wenig Ackerbau-Wörter und Pflanzen- und Thiernamen darunter sind, kann nicht auffallen, denn die Ankömmlinge, selbst erst auf der Stufe des Uebergangs zu dem eigentlich seßhaften Leben, betraten ja Länder uralten Bodenanbaus und einen neuen Himmelsstrich, wo alle Naturdinge schon benannt waren (doch führten sie Benennungen nordischer Beeren ein: ital. lampione, lampone, die Himbeere, franz. framboise, wörtlich Brombeere); daß umgekehrt die Sphäre des Waffenhandwerks und der Rechtsverfassung eine Menge deutscher Ausdrücke aufweist, brachten die Kulturverhältnisse mit sich, z. B.: ital. fio, franz. fief, mittell. feudum — von g. faihu Vermögen; schiatta Geschlecht — von ahd. slahta (auch ins Polnische u. s. w. übergegangen); schiavino, franz. échevin — der Schöffe; mondualdo

Kurator einer Frau — der Mundwalt; gaggio Pfand, franz. gage, engager, dégager — von g. vadi (welches selbst wahrscheinlich vorher aus lat. vas vadis); castaldo, castaldione der Verwalter — vom langobardischen gastaldius, gastaldio (Grimm, Gesch. d. deutsch. Spr., S. 482); bando öffentlicher Ausruf, bandire verkündigen, bandito der Räuber, franz. abandon, arrière-ban, forban u. s. w. — vom deutschen Bann (welches vielleicht selbst in sehr früher Zeit aus dem Celtischen entlehnt); marca Land, Gränze, Zeichen, marchese, franz. marquis Markgraf — von g. marka (wie das deutsche Gränze aus dem Slavischen); ricco, franz. riche — von reich (welches ebenso celtisch ist); usbergo, franz. haubert Panzer — von ahd. halsberc; baldo, baldanzoso kühn, baldanza — von g. balths, ahd. bald; brando Schwert, brandire schwingen — von Brand (das Schwert als Feuerbrand gedacht, Grimm Wörterb. 2, 294); poltro träge, poltrone Feigling — von Polster; tregua, franz. trève, Waffenruhe — von ahd. triwa Treue; gonfalone Fahne, gonfaloniere Bannerherr — von ahd. gundfano Kriegsfahne; schermo, schermire, schermare fechten, scaramuccia Scharmützel — von Schirm; araldo, franz. héraut — von Herold; fodero, franz. fourreau Scheide — von g. fodr Futter; elmo, elmetto Helm — von Helm; briglia, predello, franz. bride Zügel — von ahd. prittil, brîdel; schiniera Beinharnisch der Pferde —

von ahd. skina Bein; stalla Stall, stallaggio Hafengeld, stallatico Dünger, stallia Liegezeit für Schiffe, stallo Wohnung, stallone Hengst, Stallknecht, franz. étalon, étaler u. s. w. — von ahd. stal Stelle, Stall; scalco Haushofmeister, mariscalco, siniscalco — von g. skalks Knecht, Diener u. s. w. Wie die Gothen ihr Verbum für tanzen plinsjan den Slaven entlehnt hatten, so brachten sie selbst und ihre Nachfolger die nordischen Naturtänze auf italischen Boden: danzare, la danza, riddare Reihentänze aufführen, rigoletto Kreistanz sind deutschen Ursprungs. Und wie im Gothischen paida Leibrock und snaga Mantel wahrscheinlich fremd sind, so erklären sich auch ital. usatto der Stiefel, uosa die Kamasche aus ahd. hosa (welches selbst wieder aus dem Celtenlande eingewandert war, wie ital. bracche aus celtischem bracca, ital. saja, sajetta Sarsche aus saga, sagum u. s. w.), tovaglia Tafeltuch, Handtuch aus ahd. duahila (Linnenweberei frühzeitig im Norden, besonders in den nordwestlichen Grenzdistricten zwischen Germanen und Celten zu Hause), feltro, franz. feutre, filtrer — aus ahd. filz (ohne Lautverschiebung; ein ächt osteuropäischer Stoff), federa Zwillich — aus ahd. fedara (mhd. vedere Stoff aus Flaumfedern, Pelzwerk) u. s. w. Die deutsche Sprache hat auch eine Menge Eigennamen der Personen und Familien in schöner Lautform in Italien zurückgelassen: Grimaldi (Grimwalt), Garibaldi (Speerkühn, schon langobardisch), Umberto (Hunpraht, Humperht, Hun-

bert u. s. w.), Aldobrandini (Altbrand), Gassendi (goth. gasinthja), Dante Allighieri (Adalgêr), Everardi (Eberhard), Baldovino (Baltwin), Guarniero (Wernhêr, Werner), Ardoino (Hartwin) und viele andere. — Daß nun mehrere Jahrhunderte nach der germanischen Ueberfluthung auch das Erscheinen der Araber auf dem mittelländischen Meer, auf der Insel Sicilien und im südlichen Theile der Apenninen-Halbinsel selbst und die Entwickelung einer eigenthümlichen arabischen Kultur, wie den Schatz der Vorstellungen und Kenntnisse, so auch die Sprachen der romanischen und überhaupt der europäischen Völker bereicherte, dafür legt das Italienische, noch mehr natürlich das Spanische, unverwerfliches Zeugniß ab. Wüßten wir nicht im Voraus, welches die glänzenden Seiten arabischen Geistes und Lebens waren und wie in den Emporien der Araber der Handelsverkehr, indem er den nähern und fernern Orient aufschloß, zugleich sich selbst zuerst seine feste Form und Organisation gab, — wir würden es aus den südromanischen Sprachen errathen: algebra, cifra, franz. chiffre, zero, arsenale, darsena, almirante, almiraglio (Admiral), dogana, franz. douane, tara, tariffa, zecca, zecchino, magazzino, garbino (Südwestwind), scirocco (Südost), feluca, tamarindo, gelsomino, franz. jasmin, zafferano (Saffran), articiocco, carcioffo, limone, giulebbe (Julep), sorbetto, robbo (Obsthonig), tazza, giara (Gefäß mit zwei Henkeln), alcohol, alcali, alchimia,

alcova, almanacco, talismano, carato, ribeba (Zither, Geige), tamburo, tamburino, liuto, franz. luth (die Laute), taballo, ataballo, timballo (maurische Pauke), gazzella, materasso, franz. matelas, nacchera, franz. nâcre (Perlmutter), carmesino, carminio, giubba, franz. jupe, jupon (davon das deutsche Schaube, von diesem das slavische schuba Pelzrock), ricamo (Stickerei), ricamare, franz. recamer (sticken) u. s. w. — Die Bereicherung aus diesen und andern fremden Quellen ist an sich zwar hoch anzuschlagen, sie steigt aber noch durch die mannichfache Art, wie die jugendlich schöpferischen Sprachen mit diesem Gute wucherten, und durch den Anreiz zur Production aus eigenem Stoffe, den sie dadurch erhielten. So gab z. B. das griechische *χαλᾶν* (laxare) auf lateinischem Boden chalare, daraus in späterer Zeit calare mit der Bedeutung demittere, descendere, diminui, davon wieder in allen romanischen Sprachen das schöne Substantiv la cala, franz. la cale in mannichfacher Anwendung: fundus navis, sinus maris, locus ubi facile navem appellas u. s. w. Goth. biraubon, ahd. roubon, raub u. s. w., ein ächtes Wort des heroischen Alters wandernder Hirtenvölker, vielleicht schon in den Stationen der Legionäre recipirt, wurde neben ital. rubare, franz. dérober u. s. w. die Quelle des bequemen, vielgebrauchten Substantivs la roba = merces, supellex, vestis, pannus. Das griechische *τόρνος* Dreheisen, Zirkel, Meißel, wanderte, wie so viel andere Handwerksnamen,

in Italien ein und wurde lateinisch tornus, tornare drechseln; die romanischen Sprachen entwickelten dies Wort vielfältig: intorno, franz. autour, um, herum, ritornare zurückkehren, wiederherstellen, franz. le tour (in zahlreichen Phrasen), torneo, franz. tournoi (das Turnier) u. s. w. Auch das deutsche Turnen ist (entsetzlich, aber wahr!) wälscher Herkunft. Griechisch *κόλαφος*, Faustschlag, Ohrfeige, ging auch ins Lateinische über — wie drastische Wörter leicht von Volk zu Volk wandern — und erweiterte sich romanisch zu dem in unzähligen Sinnesverschlingungen verwendeten colpo, colpire, franz. coup, couper; neufranzösisch hat das häßliche beaucoup sogar das schöne alte multum ganz verdrängt. — Neuen Wortstoff schuf 3) die Verwandlung von Eigennamen in Appellativa, besonders geographischer Namen im Mittelalter, wirklicher und fabelhafter, und persönlicher Nomina propria in einer über viele Jahrhunderte sich erstreckenden Bildungsgeschichte. Z. B. campana die Glocke von der Landschaft Campanien; campagna das Feld, das Land, von eben derselben; baldacchino Thronhimmel von Baldacco (Bagdad); damasco, Damast, damaschino, damascirt, von Damascus; marrocchino, cordovano Leder von Marocco und Cordova, daher franz. cordonnier der Schuhmacher; fustagno, franz. futaine Barchent von Fostat oder Fossat (= Cairo, Diez, Wörterb. I, 194); scalogno, franz. échalotte Zwiebel aus Ascalon; mussolino, mussolo Nesseltuch aus

Mossul; senopia Röthel, franz. sinople grüne Farbe im Wappen, beide von Sinope; bugia Wachslicht, franz. bougie von Bugie in Algerien; renso feiner Flachs von der Stadt Rheims; arazzo gewirkte Tapete von Arras; pavese, palvese großer Schild, franz. pavois, vermuthlich von Pavia; pistola die Pistole wahrscheinlich von Pistoja; schiavo der Sklave bekanntlich nach dem Volksnamen der Slaven, wie franz. bougre von Bulgarus und cravate Halsbinde von Croate; galoscia, franz. galoche von gallicus (gallischer Schuh), wie span. galgo das Windspiel von canis gallicus; indaco Indigo von indicum (indisches Blau); assassino, franz. assassin nach der bekannten Mördersecte im Orient; lazzarone in Neapel, lazzeretto das Lazareth, franz. ladre aussätzig u. s. w. von der biblischen Person Lazarus; marionette bewegliche Puppe, marotte Narrheit, Steckenpferd, beide von Marie, Marion; Pantalone, franz. pantalon Beinkleid, nach der italienischen komischen Maske, diese vom h. Pantaleon; espiègle muthwillig von Till Eulenspiegel; spanisch fucar reicher Mann von Fugger in Augsburg; rodomonte Großsprecher bekannt aus Ariosto u. s. w. Hierher rechnen wir auch die vielen hübschen Thiernamen nach menschlichen Eigennamen (ein ganz volksmäßiger Zug): parrochetto, franz. perroquet — kleiner Peter; martinet Hausschwalbe — kleiner Martin; paolino Haselhuhn — kleiner Paul; sansonnet Staar — kleiner Simson; span. marica Elster —

Mariechen; monna Aeffin — zusammengezogen aus madonna; franz. rénard der Fuchs aus Reginhard u. s. w. — Eine besonders merkwürdige Art neuer Wörter entsteht endlich 4) aus Interjectionen, durch unmittelbare Lautmalerei, aus Ammen- und Kinderwörtern, durch lallende Reduplication u. s. w., also aus sprachlich noch ungeformtem Stoff. Je gebildeter eine Sprache, um so mehr werden die Spuren dieses Hergangs in ihr ausgelöscht sein; je geringer der Sprachsinn bei einem Menschen, desto häufiger läßt ihn die articulirte Rede im Stich und er hilft sich mit Empfindungslauten, den Stimmen der Thiere, die noch gar nicht reden können, nicht unähnlich. Im Volksliede und bei Dichtern, die im Sinne des armen, groben Volkes singen, stößt man bei jedem Schritt auf dies rohe Ausdrucksmittel (z. B. bei Bürger mit seinem hu! hu! und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!), aber auch die übervolle Brust des wahren Dichters, der am Aussprechen seiner Wonne und Qual verzweifelt, erleichtert sich wohl durch ein ach oder wehe! In den romanischen Sprachen, die ja ein in den Schoß der Natur zurückgenommenes Latein sind, erwuchsen aus solchem volksmäßigen Boden nicht wenige dem klassischen Latein unbekannte Wortstämme, die der bildende Sprachgeist bald den übrigen ebenbürtig machte. Zu letzterem Behuf ergriff er mitunter ein irgendwie anklingendes fremdes Wort, an dem nun, wie die Pflanze am Stabe, der Naturlaut emporrankte, Gestalt annahm

und Sprossen und Zweige trieb. Z. B.: *but* — erschien dem Gefühl unmittelbar wie der Ausdruck für etwas Kurzes, Dickes, Abgestumpftes, Hervorgeschobenes; da nun der Anreiz durch das ahd. bôzzan, pôzzan schlagen (also goth. bautan, noch erhalten in unserem Wort Amboß) hinzukam, entfaltete sich aus jenem Ansatz eine vielfach verzweigte Wortfamilie: bozza die Beule, buzzo, buzzone der Bauch, der Dickwanst, buzzo das Nadelkissen, bozzo das Werkstück, abbozzare aus dem Groben arbeiten, buttare Knospen treiben, ausschlagen, botto der Stoß, bottone Knopf, Knospe, botta die Kröte u. s. w. Ganz nahe liegt der französische Stamm *bod*, woher bouder schmollen, das Maul aufwerfen, boudin Wurst, boudine Knöpfchen. — *pic*, unmittelbar den Laut des Stechens, Tüpfelns nachahmend, davon picco Schnabel, Spitze (z. B. der Pic von Teneriffa), piccare stechen, piccolo klein (gleichsam ein Tüpfelchen), la picca der Spieß, picchio der Stoß oder Schlag, auch der Grünspecht, piccaro Bettler, Lump (wie deutsch der Spitzbube, der Spitzerl) u. s. w. Ein reich entwickelter Stamm, bei welchem altceltische Wörter und das lateinische picus der Specht mithalfen. — Andere elementare Wörter der Art sind z. B. badare den Mund aufsperren, baire erstaunen, baja Spaß, bava Geifer, babbo Vater, babbaccio Tölpel, bambo kindisch, bambino, bambina, bimba Kind, Mädchen, bombare trinken, bombettare nippen, bombola Fläschchen, poppa Zitze,

poppare saugen, ninnare einwiegen, nonno Großvater, nonna Großmutter (wird zwar vom spätlateinischen nonnus der Mönch, Anrede der Ehrfurcht, gedeutet, hätte aber ohne die primitive Lautform seine jetzige Bedeutung nicht erhalten) u. s. w.

Nach all dem ist es mit dem romanischen Wortverlust und Worterſatz etwa gegangen, wie mit den europäischen Familiennamen. Täglich sterben Geschlechter aus und mit ihnen verschwinden ihre Namen; neue können nicht entstehen, da jeder Geborene doch aus einer schon vorhandenen Familie hervorgeht. So, sollte man denken, wird es in Deutschland nach einiger Zeit nur noch die beiden berühmten Familiennamen der Schulze und Müller geben. Aber der Ersatz kommt auf verschiedenen, wenn auch illegitimen Wegen. Fremde wandern ein, Juden lassen sich taufen, Geadelte nehmen die Benennung ihres Landgutes an, Bastarde erhalten Phantasienamen und werden Stammväter verzweigter Geschlechter. Aehnlich im Leben der Sprachen.

Doch nicht bloß für das Verlorene hat der romanische Sprachgenius sich durch Neubildung zu entschädigen gesucht, auch mit dem Erhaltenen wußte er durch hin und wieder greifendes Ideenspiel im Sinne der Verjüngung zu schalten. Das Lateinische war alt und welk, eine Sprache der Abstractionen, der Schatten geworden: es empfing in neuer Anwendung, wie ein perennirendes Kraut im Frühling, eine frische Farbe, kräftigeren Saft. Gelehrtes wurde populär umgedeutet,

Raffinirtes einer verdorbenen Kultur wurde wieder einfältig, Abstraktes sinnlich und persönlich, Allgemeines zu Bestimmtem und Einzelnem verdichtet; umgekehrt wieder wurden die groben Namen für Gegenstände und Verrichtungen des Hauswesens und Bauerlebens zu denen allgemeiner Begriffe erweitert, die nun aber — im Vergleich mit den frühern — als neugewonnen eine bestimmtere Sphäre bezeichneten, eine lebendige Physiognomie an sich trugen. Einige Beispiele mögen dies belegen. Das abstrakte fatum Verhängniß (eigentlich der Schicksalsspruch, wie spanisch dicha, ital. detta, das Gesagte, die Bedeutung Glück hat) personificirte sich zu la fata, franz. la fée, die Fee; Orcus die Unterwelt zu einem Dämon oder Popanz: ital. orco, franz. ogre; das Musenwerk überhaupt erhält die Bedeutung musivische Arbeit: musaico, mosaico; das allgemeine machina wird zu dem besondern la macina der Mühlstein; moles Last, Masse zu molo der Hafendamm; symphonia zu sampogna, zampogna Schalmei; metallum zu medaglia Münze; species zu spezie Gewürz, speziale Apotheker; ars zu artigleria grobes Geschütz, wie ingenium zu ingegno, ingegnere der Ingenieur; gaudium zu gioja, giojello, franz. joyau, das Juwel; incensum das Angezündete zu incenso, franz. encens, Weihrauch; ministrare aufwarten, bedienen, zu minestra die Suppe; forma zu formaggio der Käse (das Geformte); recoctum und excoctum zu ricotta gelabte Milch und

scotta Molken; minutus, minutia zu minugia, minugio Darm; opera spanisch zu huebra Morgen Landes, wie in derselben Sprache ordeñar melken aus ordinare entstand (nach Diez); vivenda franz. zu viande Fleisch; temperare zu franz. tremper einweichen; pacare befriedigen zu pagare, franz. payer, zahlen; necare tödten zu annegare, franz. noyer, ertränken; vitulari fröhlich sein zu viola, violino (im entlehnten deutschen Fiedel und im mittellateinischen vitula wäre der Dental noch erhalten, aber wie erklärt sich, daß er auch im Walachischen fehlt, welches doch schon zur Kaiserzeit abgetrennt worden?) u. s. w. Derselbe Trieb machte aus dem abstrakten Substantiv tonsio Schur das concrete tosone, franz. toison, das Bließ; aus prehensio die Ergreifung ital. prigione, das Gefängniß, der Gefangene, franz. prison; aus datio das Geben ital. dazio die Steuer; aus potestas Macht podestà der Amtmann, Richter u. s. w. In umgekehrter Richtung d. h. durch Generalisirung verwandte der Bauerverstand das Verbum laniare zerfleischen zum ital. la lagna der Jammer, lagnarsi sich beklagen; ripa das Ufer zu arrivare, ankommen, eintreffen, begegnen, widerfahren; cincinnus die Locke zu cenno der Wink (vergl. deutsch Locke und locken); Boreas zu burrasca Sturmwetter; lancea Speer zu lancio Schwung, slanciare schwingen, franz. élancer, élan; ficatum Gänseleber, durch Mästung mit Feigen groß geworden, zu fegato, franz. foie Leber überhaupt

(ein Wort der Köche, Züchter u. s. w., wie vielleicht troja die Sau aus porcus trojanus, ein in Weise des trojanischen Pferdes gefülltes Schwein, und budello Darm aus botellus Würstchen, wenn sich nicht etwa die Urbedeutung romanisch erhalten hat); capra Ziege zu capriccio, franz. caprice, wunderliche Laune u. s. w. Oft offenbart sich in diesen Sinnesübergängen die lebendige Phantasie, der Witz, die Grazie und Feinheit, die das Erbtheil der Völker sind, in deren Munde die romanischen Sprachen entstanden. Unter Vielem Einiges: incinta, franz. enceinte, schwanger d. h. ungegürtet, incincta; esca Zunder d. h. Speise, Lockspeise der Flamme, wie spanisch pabilo Docht, von pabulum, Nahrung des Feuers; gelosia das Fenstergitter, eigentlich die Eifersucht; il barba der Oheim von la barba der Bart; sparpigliare, franz. éparpiller, umherstreuen (gleichsam schmetterlingen, von parpaglione der Schmetterling); fiamma der Wimpel (er weht wie die Flamme oder hat eine Gestalt wie diese), franz. Oriflamme, die Goldflamme, die rothe Fahne von St. Denis; span. veleta die Wetterfahne von vigilia (sie wacht über den Wind), ital. veletta Schildwache (auch in der Form vedetta, franz. vedette); balaustrata das durchbrochene Geländer von balaustra Granatblüthe (wegen Aehnlichkeit der Form); bordone der Pilgerstab von burdo das Maulthier, wie span. muleta Maulthier und Krückenstock (beide t r a g e n, s. Diez, I, 76); saliscendo Klinke (wörtlich: heb dich —

senk dich); span. vaiven Schaukel (wörtlich: geh und komm); spigolistro der Kopfhänger, spigolistra Betschwester (wörtlich: Aehrenleser, Aehrenleserin); giumella zwei Hände voll (die beiden Hände als Zwillingsschwestern gedacht); maestrale, franz. mistral, Nordwestwind, als Meister der Winde, von magister; franz. coquelicot wilder Mohn d. h. Hahnenschrei, wegen des rothen Kammes, wie ital. battisegola Kornblume (wörtlich: klopfe die Sichel d. h., es ist Zeit zur Erndte); franz. la mordache die Zange, eigentlich die Beißende, von mordax; franz. oeillet die Nelke, eigentlich Aeuglein, flambe, die Schwertlilie, eigentlich Flämmchen, und viele andere schöne Pflanzennamen; moschetto Muskete, eigentlich der Sperber, — beide auf ihre Beute stoßend, wie auch sonst Waffen und Wurfgeschütze nach Jagdvögeln und Schlangen benannt wurden u. s. w.

Dem lexicalischen Reichthum — der natürlich schwer zu demonstriren ist, so daß grade in diesem Punkt die patriotische Rhetorik für und wider bequemes Spiel gehabt hat — steht in den romanischen Sprachen eine außerordentliche Derivationsfülle und ein Ueberfluß an lebendigen Bildungsmitteln gegenüber. Die Zusammenstellungen in den Büchern von August Fuchs (Die romanischen Sprachen u. s. w., Halle 1849) und Diez enthalten darüber die sprechendsten Beweise. Dem gemeinen Urtheil freilich pflegen nur die vielen Diminutiv- und Augmentativendungen und höchstens die zum

Ausdruck des Schmeichlerischen oder Verhaßten dienenden im Gedächtniß zu sein. Verkleinerungs- und Schmeichelformen sind populär — und auch hierin verläugnet die italienische Sprache allerdings ihren Ursprung nicht; aber sie dienten, da sie einmal in so großer Fülle vorhanden waren, nun auch wieder zu Ableitungsmitteln überhaupt und zugleich zu Mehrung des sinnlichen Wortkörpers, also zu Begriff und Schall. Der Gewandtheit und Geistesgegenwart, mit der der romanische Genius sich, so zu sagen, im Augenblicke des Redens neue Ableitungen schuf oder die alten neu anwandte, einige auch entlehnte, haben wir Deutsche in unzähligen Fällen nichts entgegenzusetzen, als schwerfällige Zusammensetzungen.

Aber eben daß den romanischen Sprachen die Compositionsfähigkeit abgeht, die dem Deutschen in so hohem Grade innewohnt, ist ein Vorwurf, der oft genug zu hören ist und in der That nicht ungegründet scheint. Wer die ganze poetische Macht glücklicher Composita empfinden und ermessen will, der lese von diesem Gesichtspunkt aus Göthes Jugendschriften, seine Oden, die Aufsätze aus der Frankfurter Zeit, Prometheus, auch die ächten Theile des Faust. Wie spiegeln da die freigebig angewandten Substantiv- und Partikelzusammensetzungen in e i n e m Wort des Dichters gemischte Empfindung, das Helldunkel seiner Stimmung, concrete Naturvorgänge, in denen verschiedene Merkmale gleichzeitig der Anschauung sich darstellen! Um wie

viel phantasievoller sind Ausdrücke wie: vom Gewölb herabwehende Schauer, der heraufschwimmende Dämmerschein der weggeschiedenen Sonne, die Zärtlichkeit, die des Meeres laue Welle an meinen Busen angeschmiegt, die Flügel nach Raub ausheben, der Schwinge Sennkraft abschneiden, der Abendsonne Schein auf weichem Moos die Brust entgegenheben, das Herz erschwillt im Sturm u. s. w. als die abstrakten französischen: passer, monter, descendre, partir, sortir, franchir, rendre, ôter, baisser, hausser u. s. w.! Indeß die Composition ist ein Sprachmittel, das seine zwei Seiten hat. Sie ist vag und dunkel, formlos und schwer; sie war in einer Kindheitsperiode der Sprache allmächtig und bildete den Mutterschooß für die sich entwickelnde Derivation; in einer spätern Periode überwuchert sie oft als ein schlaffes Princip die immer mehr erstarrende Ableitung. An letzterem Uebel leidet die heutige deutsche Schriftsprache. Wir haben fast keine lebendigen Derivationssilben mehr; am regsamsten sind noch die fremden, entlehnten, wie ei, iren, ist, aner u. s. w. oder die, in denen die Composition noch halb fühlbar ist, wie heit, thum, schaft. Den romanischen Sprachen ist die Möglichkeit der Zusammensetzung nicht durchaus versagt, aber sie wird mit Maß verwendet und die deutschen Composita werden entweder durch ein einfaches Wort oder vermittelst einer Ableitung oder in zahl-

reichen Fällen durch einen Satz wiedergegeben. Wo, wie im Deutschen, die Composition überall zur Hand ist, da müssen nicht nur die Bildungsmittel und die Klarheit und Feinheit der Satzconstruction leiden, sondern der eigentliche Wortvorrath schrumpft zusammen oder es ist wenigstens bei dem täglichen Andrang neuer Dinge und Begriffe keine Nöthigung, ihn zu mehren. Man vergleiche lucciola mit dem häßlichen Johanniswürmchen (wofür noch mittelhochdeutsch das schöne glîme, gleime), subbio mit Weberbaum, guanto mit dem rohen Handschuh (schon ahd.; der Ausdruck war, wie Varnhagen v. Ense erzählt, Tagebücher I, S. 313, der Lady Morgan anstößig), gengiva mit dem garstigen Zahnfleisch (wofür wir sonst ein treffliches Wort biler, Plur. bilern besaßen), cimitero mit dem kirchlich-allegorischen Gottesacker oder dem nichtssagenden, sentimental umgedeuteten Friedhof oder dem seit Voltaires Zeiten, wo man die Todten nicht mehr um die Kirchen begräbt, unpassend gewordenen Kirchhof (wir haben keine kurze, einfach geformte, menschlich-natürliche Bezeichnung eines Ortes, an den wir doch Alle gelangen), era und secolo mit Zeitrechnung und Jahrhundert (zwei üble Bildungen neuerer Zeit; unsere Alten sagten noch unbefangen: die christliche Aera und im zwölften Säculo), rogo, pira, franz. bûcher, mit Scheiterhaufe, ambra mit Bernstein (dies deutsche oder doch halbdeutsche Produkt hat doch keinen individualen Namen

finden können), pattino mit Schlittschuh (gleichfalls ein nordisches Vergnügen ohne rechte Benennung, Schlittschuh laufen = franz. patiner), momento mit Augenblick (von der sinnlichen Bedeutung noch nicht völlig befreit), palpebra mit Augenlied, faro mit Leuchtthurm, nonno, nonna, suocero, suocera mit Großvater, Großmutter, Schwiegervater, Schwiegermutter, aurora, alba mit Morgenröthe, Morgengrauen (für Abendroth fehlt auch den romanischen Sprachen ein einfaches Wort, eben so für Regenbogen; das unedle Sternschnuppe wird durch stella cadente, étoile filante gegeben), cavalletta, locusta, franz. sauterelle mit Heuschrecke, reattino, franz. roitelet, mit Zaunkönig, mostacchio mit Schnurrbart (wofür die mittelhochdeutsche Sprache das schönere gran, Plur. granen besaß) und unzähliges Andere der Art.

Interessant ist es, die Lautlehre der alten und der neuen Sprache in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu vergleichen. Bestätigt sich, kann man fragen, in der Geschichte des Lateinischen und seiner Nachkommen der von G. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie, Einleitung) aufgestellte und aus der Geschichte der indogermanischen Sprachen überhaupt gewonnene Satz, daß überall im Laufe der Zeit eine Senkung und Abschwächung der Laute, nicht umgekehrt eine Stärkung, erfolgt? Man könnte im Voraus, das Urtheil abschneidend, sagen: Und wenn auch — vielleicht

rührt die Weichheit und der Wohllaut, die gerühmte Singbarkeit des Italienischen grade von den gesunkenen Lauten her, die die Organe zu geringerer Anstrengung nöthigen und daher als Fluß und Lösung erscheinen? Freilich kann auch bei dieser Humanisirung der Artikulation eine Grenze erreicht werden, wo sie zum Uebel, zur widerlichen Verweichlichung wird — wie eine Frucht erst hart und herbe, dann reif und milde, endlich mürbe bis zur Fäulniß ist. Nun kehren allerdings viele Bequemlichkeits-Erscheinungen, an die wir in der Sprachgeschichte gewöhnt sind, auch auf romanischem Gebiete wieder: Assimilation aneinanderstoßender Laute verschiedener Organe: rotto (ruptus), atto (actus oder aptus), donna (domina), porre (ponere), freddo (frigidus), Maddalena (Magdalena), bibbia (biblia), detta (debita); umgekehrt auch Dissimilation, um lästiger Wiederholung auszuweichen: Bologna (Bononia), veleno (venenum), albero (arbor, arboris), pellegrino (peregrinus); Verwandlung der kräftigen Tenuis in die lässigere Media: padre, madre, lago, lagrima, luogo, auch povero (pauper), Savoja (Sapaudia), Tivoli (Tibur); Vocalisirung des *l* in *i* nach Mutis: fiore, più, chiave; Sibilirung der Kehl- und Gaumenlaute, ge, gi, ce, ci, auch der Dentalen vor *i* und folgendem Vocal: mezzo (medius), giorno (diurnus), palazzo (palatium), nozze (nuptiae); Herabstimmung des Vocalismus, z. B. der ächten *i* und *u* zu unreinen *e* und *o*: fede (fides), degno (dignus),

moglie (mŭlier), dolce (dulcis) und manches Andere der Art. Doch auch hier beobachtet das Italienische euphonisches Maß; die Sibilirung hat das ganze Consonantensquelett nicht so durchweicht, wie z. B. in den slavischen Sprachen, in denen die meisten Consonanten entweder palatal gequetscht oder mouillirt, d. h. durch einen nachschlagenden i-Laut im Innersten angegriffen sind; ganze Reihen von Buchstaben bleiben nach bestimmten Lautgesetzen unangetastet, ja es kommt vor, daß im Drange nach Ausdruck der Lautkörper dem Lateinischen gegenüber gestärkt wird: man sagt tromba statt tuba, brusco für ruscum („mit verstärktem Anlaut," Diez, Wörterb. I, 91), gracimolo für racemus, ignudo für nudus, smerlo für merula, spiaggia für plaga*), frombo, fromba, frombolare von rhombus, fionda (= flunda), franz. fronde, von funda u. s. w. Eben dahin gehört die „Begünstigung des *a* in erster unbetonter Silbe" (Diez, Vorrede, XXIV), die im Italienischen, besonders aber im Französischen häufig ist und ein besonders merkwürdiger Beweis jugendlicher Lautstärkung ist: salvaggio (silvaticus), danaro (denarius), ganascio (gena), maraviglia (mirabilia) u. s. w. Auch abgesehen davon hat das Italienische reiche, volle Vocale bewahrt und contrastirt darin mit

*) Woraus sich zu ergeben scheint, daß in Doppelformen mit und ohne anlautendes *s*, wie im ahd. smëlzan, agſ. miltan, goth. snaivs, lat. nix, die Form mit *s* nicht nothwendig die ursprüngliche zu sein braucht.

dem Deutschen und seinen vielen dünnen *e* und dem Englischen, dessen Vocale fast sämmtlich gebrochen sind und eine unbestimmte, aus zwei oder drei Farben gemischte Nüance zeigen. Im Allgemeinen läßt sich vom Italienischen weder behaupten, daß es weich, noch daß es hart sei. Zwar kann ein Wort nicht anders schließen, als mit einem Vocal, aber im Satze, im Zusammenhang der Rede fallen doch auch die Endvocale ab. Hört man die Italiener unter einander heftig streiten oder die tragischen Personen auf dem Theater gegen einander leidenschaftlich toben, da vernimmt man so viel schneidende Töne, daß man fragen möchte: ist das die sanfte Sprache des Landes, wo das *si* ertönt? Man vergesse auch nicht, daß die italienische Schriftsprache eigentlich nirgends gesprochen wird — also ähnlich dem Hochdeutschen und in noch höherem Maße als dieses — und daß viele Mundarten rauhere Lautformen besitzen, als das gedruckte oder bei öffentlichen Gelegenheiten gebräuchliche Wort. Vergleicht man wieder Italienisch und Deutsch, so unterscheiden sich beide im Klange, wie italienischer und deutscher Himmel. Das Italienische hat keinen Laut oder keine Lautcomposition, die ein deutscher Mund nicht leicht nachsprechen könnte: es ist hier Alles einfach, klar, gesund, auf wenige Linien reducirt; keine Spur einer Erinnerung an die ganz undenkbaren schnalzenden, schnappenden, würgenden, nießenden Laute der Sprachen im Kaukasus oder in Afrika oder an die „Kopftöne" des Sanskrit u. s. w.

Umgekehrt kann ein italienisches Organ sich nur schwer in manche deutsche Lautverhältnisse finden, besonders in Consonantenhäufungen, in die Kehlaspiraten (z. B. „noch nicht" oder Eigennamen wie Buchhändler Schwetschke, bayerischer Handelsminister Herr von Pfretzschner, Professor von Zezschwitz) u. s. w.*) Hört man einen Italiener deutsch reden, so macht die Aussprache bei aller Unvollkommenheit keinen unangenehmen Eindruck: spricht er die deutsche Sprache gut, was heut zu Tage gar nicht so selten in Italien ist, so steigert sich diese Empfindung zur Lust: man hört die eigene Sprache gleichsam in gemilderter Klangform. Deutsch aber aus slavischem Munde, auch wenn es durchaus richtig und fließend ist, hat einen Zug von Wildheit und gleichzeitig von Enervation.

Schon im Obigen ist beiläufig auf die parallele Entwickelung, durch welche die romanischen und die neugermanischen Sprachen sich aus ihrem Alterthum hervorbildeten, aufmerksam gemacht worden. Man könnte fragen, ob das Neugriechische oder Romaïsche

---

*) A. W. Schlegel in seinem an geistvollen Bemerkungen reichen und noch immer lesenswerthen Aufsatz: der Wettstreit der Sprachen (1798) behauptet ironisch, die ausdruckvollsten Wörter seien diejenigen, die das, was sie besagen, auch selbst hervorbringen: Pfropf stopfe wirklich den Mund zu und Kopfschmerz verursache das damit bezeichnete Leiden. (Man könnte hinzusetzen: bei stampfst zittert der Boden und bei Angstschweiß brechen auf der Stirn die Tropfen aus.)

denselben Gang genommen und ob es näher oder weiter zum Altgriechischen steht, als die neulateinischen Sprachen zu ihrer gemeinsamen Mutter? Die Frage ist oft aufgeworfen und von hellenischen Patrioten und europäischen Enthusiasten zu Gunsten des Griechischen entschieden worden. Das heißt, man glaubt, daß der Abstand zwischen einem Vortrag in der heutigen griechischen Deputirtenkammer und einer Rede des Perikles oder Demosthenes nur gering ist, so gering, daß das Muster der letztern die hin und wieder abgeirrte heutige Sprache wieder regelrecht machen könne — während der Italiener einen unverbesserlichen Jargon spricht. Auch Heyse (System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856) behauptet, das Neugriechische sei keine secundäre Sprache, wie die romanischen, da es keine Katastrophe erlebt habe und nicht nach einem neuen Princip umgestaltet worden sei. Allein welches soll die Katastrophe sein, die über das Lateinische hereinbrach? Das Christenthum? Durch dieses ist auch das Griechische hindurchgegangen. Der Fall des weströmischen Reiches? Das in Byzanz geschriebene Griechisch steht gewiß mit dem Latein als kirchliche, politische und wissenschaftliche Schriftsprache des Mittelalters auf gleicher Stufe. Die Herrschaft der germanischen Völker? Der Einfluß des Deutschen auf die romanischen Sprachen war nicht größer, als der des Slawischen, Albanesischen, auch wohl des Italienischen auf die griechische Sprache. Heyse meint, da das Neugriechische

dem Altgriechischen immer ähnlicher zu werden strebe und die Schriftsprache sich zusehends den alten hellenischen Formen nähere, so könne das heutige Griechisch nur ein corrumpirtes Altgriechisch, nicht eine eigene Sprache sein. Allein auch die romanischen Sprachen haben Perioden gehabt, wo sie mit vollen Händen aus dem Latein schöpften, z. B. in Frankreich zur Zeit Ronsards oder in Italien bei Auftreten der Literatur und des Humanismus, und die neue athenische Schriftsprache, ein Sprach-homunculus, ohne natürliche Geburt entstanden, beweist nur, daß ein Idiom, wenn es nicht durch eine reiche Literatur unabänderlich fixirt ist, sich Alles gefallen läßt. Die Schreiber, noch von keinem öffentlichen Sprachgewissen beaufsichtigt, wollten vor Allem den Schein der Identität mit den berühmten Vorfahren herstellen und es kam ihnen nicht darauf an, ihrer Sprache auf alle Weise Gewalt anzuthun. Auch darf man den gegenwärtigen Lautbestand nicht in der Schrift finden wollen, die der altgriechischen nahe steht, aber die lebende Sprache nicht darstellt: die völlige Aufgabe der Quantität und die Vocalzerrüttung — ein großer Theil der Vocale und Diphthonge sind zu dem spitzen *i* verengt — stellen das neugriechische Lautsystem in weitere Entfernung zu dem altgriechischen, als die ist, die das italienische von dem lateinischen trennt. Auch unter den Consonanten sind *b* und *d* ganz verloren gegangen, wie unter den grammatischen Formen der Dativ, der Infinitiv, der

größte Theil der Participien u. s. w. Daß die heutigen Griechen die Sprache ihrer Voreltern ohne große Anstrengung erlernen, wie von anderer Seite ihnen nachgerühmt wird, wäre noch genauer zu constatiren: ob hier die Vermittelung wirklich leichter ist, als sie der Latein lernende Italiener in seiner Sprache findet? Man bedenke, daß es hier gar nicht allein auf die fremde Sprache als solche ankommt, sondern auf das ganze in ihr niedergelegte System von Ideen und Sitten. Bis zu den alten Römern und ihrer Sprache reicht immer noch ein Band, ein fühlbarer Zusammenhang: die Römer waren selbst schon halb modern; aber wie sollte ein Neugrieche, der zur einen Hälfte ein spätes Geschöpf der abendländischen Civilisation ist, zur andern als Fötus im Schoß der orientalischen Kirche ruht, von hundert Häuten umhüllt, — wie sollte er unmittelbar, d. h. ohne lange Lehrjahre der Bildung, ohne künstliche Schulmanipulationen, ohne die Ausdauer, die den Nationen im Osten grade gar nicht gegeben ist, zu Aeschylus und Plato gelangen können? Dem Horaz und seiner Sinnesart kann ein heutiger Europäer ohne Weiteres nachempfinden: zu Pindars religiösem Bewußtsein gelangt ein Neugrieche nicht ohne lange Weihen und Prüfungen. Dazu kommt, daß die adelige Herkunft der Romäer, d. h. ihr directer genealogischer Zusammenhang mit den alten Hellenen noch sehr gegründeten Zweifeln unterliegt. Ich weiß, daß es Leute giebt, die bei der bloßen Erwähnung

dieses Punktes in Wuth gerathen: aber ich frage, ob es nicht Thatsache ist, daß Volksstämme ihre Sprache aufgegeben und eine fremde angenommen haben; daß noch heute die albanesische Bevölkerung sich massenweise gräcisirt; daß ganz Griechenland, selbst die Inseln nicht ausgenommen, voll slavischer geographischer Namen ist, während in Italien germanisch benannte Berge, Thäler, Flüsse, Städte sich nicht finden; daß die Volkstrachten in Griechenland orientalisch und slavisch sind und dies Element auch in Gebräuchen und im Volksaberglauben durchbricht, so daß der Mythenvergleicher sich hüten muß, etwas für urgriechisch zu halten, was vielleicht an sich eben so alt, aber in Griechenland erst mit den Slaven eingewandert ist u. s. w.? — Die neugriechische Sprache zum allgemeinen Völkermedium für die beginnende neue Weltepoche vorschlagen, wie neulich von Paris aus geschehen ist (Baron d'Eichthal, de l'usage pratique de la langue grecque, Paris 1865), heißt wohl die Richtung des Kulturweges der Menschheit gröblich verkennen. Soll es künftig ein solches Medium geben, so wird kein verkümmertes und unreifes Winkelidiom, wie das Neugriechische, zu so hoher Bestimmung ausersehen sein. Drei Weltsprachen nehmen jetzt den größten Raum auf Erden ein: die romanische, ihre Zweige als eins gerechnet, in Europa (über 80 Millionen), in Mittel- und Südamerika, auf den Philippinen u. s. w.; die slavische vom obersten Ende des adriatischen Golfs bis

zum stillen Ocean; die germanisch-englische, stark mit Romanischem versetzt, in Nordamerika, Ostindien, Australien u. s. w. Von diesen ist die slavische, die sich den ungünstigsten, menschlicher Entwickelung am wenigsten förderlichen Theil des Erdbodens zum Schauplatz erwählt hat, zu wenig verarbeitet, d. h. sie trägt nicht unmittelbar die Resultate einer reichen Geistesgeschichte in sich und an sich, so daß ihre Verbreitung und Annahme durch sich selbst bildend wirkte, und steht noch jetzt auf der antiken, nicht auf der modernen Stufe; die englische erhält durch die Abwerfung aller Grammatik und den aus der Mischung zweier Sprachquellen hervorgegangenen neutralen Charakter einen Weltberuf; die romanischen schmeicheln sich durch ihr humanes, gereinigtes, leicht übertragbares Lautsystem (das kein englisches *th* und *dh*, kein doppeltes *r*, keinen schwierigen Vocalismus, keine absonderliche Orthographie u. s. w. besitzt) und die Einfachheit und Logik ihrer Technik, die einen allgemeinen Typus an sich trägt, ohne durch den Rest von Flexionen und Idiotismen allzuschwer gedrückt zu werden, in Ohr und Geist der Völker. Als Julius Fröbel aus dem energischen, kurz angebundenen Volke der Vereinigten Staaten nach Nordmexico zu spanisch redenden Menschen kam, da fielen ihm die grandiosen, musikalisch klingenden Eigennamen der Männer aus dem Volke auf: statt Jack, Dick oder Bill hörte er z. B.: Don José Jesús de la Luz Miramontes, und rief: welcher hohle Wort-

schwall in einem Namen! (Aus Amerika, 2, 268). Dies war vom Standpunkt der Kulturarbeit gesprochen, der es auf das Zweckmäßige ankommt und die allen unnützen Aufwand verschmäht; anders aber urtheilte im Hinblick auf schöne Einheit der Menschennatur und ihre Darstellung in der Sprache Lord Byron, in der herrlichen Stanze (Beppo, 44):

I love the language, that soft bastard Latin,
Which melts like kisses in a female mouth,
And sounds as if it should be writ on satin,
With syllables that breathe of the sweet south,
And gentle liquids gliding all so pat in,
That not a single accent seems uncouth,
Like our harsh, northern, whistling, grunting guttural,
Which we 're obliged to hiss, and spit, and sputter all.

X. Nachwort.

Alles Obige war nicht bloß geschrieben, sondern auch gedruckt, als die überwältigenden Ereignisse des Frühlings und Sommers 1866 eintraten und die Ausgabe und Versendung des Büchleins verhinderten. Das Meiste von dem Gesagten bleibt wahr, nach wie vor; der geheime Wunsch aber, der den Verfasser in der Wahl und dem Auftrag der Farben leitete, Deutschland mit dem mißachteten, angefeindeten, im besten Falle ignorirten Italien in Bundesgenossenschaft treten zu sehen, dieser Wunsch ist seitdem in überraschender Weise in Erfüllung gegangen. Und zwar von einer Seite, von der es am wenigsten zu erwarten war. Nicht die Sympathie des Volkes hat dazu gedrängt — dieses war in unfruchtbarer Selbstgenügsamkeit befangen und sie sorgten eifrig dafür, es darin zu erhalten, — auch nicht die politische Einsicht der national-liberalen Partei — diese blickte nicht so weit oder vielmehr allzu weit und scheute sich vor jedem Anfassen, als die

Hände befleckend —; Entschluß und That kam vielmehr aus der feudalen Diplomatie eines legitimistischen Hofes, desselben Hofes, der sich vor noch nicht langer Zeit gesträubt hatte, das Königreich Italien in seinem Bestande auch nur anzuerkennen, und als er nicht länger umhin konnte, diesen Schritt zu thun, denselben mit altväterischen, unlustigen moralischen Ermahnungen begleitete. In der That, Graf Bismarck hat den schwierigsten, den wahrhaften Meistererfolg zu allererst in seiner nächsten Nähe errungen, und den italienischen Vertrag zu Stande zu bringen, vom ersten mit Staunen aufgenommenen Gedanken bis zur letzten wirklichen Unterzeichnung, hat sicher nicht weniger Energie und Genialität gekostet, als die Stiftungsurkunde eines neuen Deutschlands mit Ausschluß des Kaisers von Oesterreich abzufassen und durchzusetzen. Der letztgenannte Plan war wenigstens durch die Tradition gegeben: mit der Idee der Annäherung an Italien aber stand Graf Bismarck völlig einsam in Deutschland da. Noch vor Kurzem hatte der preußische Adel den Exkönig von Neapel feierlich auf den Schild der Ordnung und des Rechts erhoben; daß die Minciolinie und das Festungsviereck zum Schutze Deutschlands nothwendig sei, diese Doctrin des Jahres 1848 war bei den Epigonen der Paulskirche noch nicht gänzlich erschüttert; die Eröffnungen des italienischen Nationalvereins wurden noch 1859 von dem deutschen Glaubens- und Namensgenossen spröde zurückgewiesen; den Feldzug

desselben Jahres schilderte das Werk des preußischen Generalstabes mit unverkennbarer Parteinahme für Oesterreich. Graf Bismarck sah schärfer als sie Alle. Was das Königreich Italien zum Todfeinde Oesterreichs machte, war dasselbe, was Preußen erstrebte und was Deutschland nur durch Preußen zu erringen hoffen durfte. Es war ein natürliches Bündniß, hervorgegangen aus derselben Stellung gegen dieselben Mächte der Vergangenheit; schon die Existenz desselben war ein ungeheurer Fortschritt für ganz Europa, der darauf folgende Sieg ein Freiheitsgewinn von unberechenbarem Gewicht. Denn man bedenke nur, wer besiegt worden ist und was bei einem entgegengesetzten Ausgang geschehen wäre. Schon der Krieg von 1859 war als ein Kreuzzug der Legitimität gedacht und unternommen: es sollte nicht bloß der liberale Störenfried Piemont niedergeworfen werden, damit fortan von den Alpen bis zum Aetna kein Laut rege werde und kein Lichtstrahl sich durchschleiche, die Absichten und Hoffnungen flogen höher: in Paris selbst sollte eingerückt und dort die eigentliche Quelle des Bösen verstopft werden. Aber bei Solferino wurde durch Durchbruch des Centrums — wie bei Königgrätz umgekehrt durch Ueberflügelung — der streitbaren Contrerevolution die Waffe aus der Hand geschlagen. Die Lombardei mußte abgetreten werden, aber es geschah mit dem schweigenden Vorbehalt, sie bei nächster Gelegenheit wiederzuholen. Seitdem lächelte Oesterreich nach allen Seiten,

stand aber hinter den Wällen Veronas und Mantuas auf der Lauer, um wenn aus Paris die Nachricht käme, daß zwei Augen sich geschlossen hätten und die sehnsüchtig erwartete Krisis in der einen oder der andern Gestalt ausgebrochen sei, drei Tage später auf Mailand sich zu werfen und das sogenannte Königreich Italien, dieses teuflische Gaukelspiel, vom Erdboden zu bannen. Indeß, noch lebte der Hüter an der Seine und ein anderer Gegenstand der Begierde und der Rache trat allmählig von einer andern Seite immer näher und drängte jene erste Leidenschaft in den Hintergrund. Dem Römischen Kaiser gehörte ja nicht bloß von Rechtswegen das Land Italien: Deutschland war die eigentliche Sphäre seiner Macht und Glorie. Das Unglück der Zeiten — verkörpert in der französischen Revolution und ihrem Sohn, dem gewaltthätigen Corsen — hatte das Römische Reich aus der Reihe der Lebendigen gestrichen; an seine Stelle war der deutsche Bund, d. h. eine von einigen dreißig souverän gewordenen Familien des hohen Adels beherrschte oligarchische Republik getreten. Die Letztern, ihrer Schwäche sich bewußt und nur auf Erhaltung ihres Besitzes sinnend, lehnten sich gern an den mächtigen Kaiser, dessen Vorfahren einst an der Spitze der Christenheit gestanden und über sie Alle eine gnädige, mehr symbolische als reelle Herrschaft geübt hatten. Er leitete sie nach seinen Winken, spendete ihnen aus dem Borne seiner conservativen Dogmatik, nahm ihre nachgebornen Prinzen

in seine Dienste auf und vergnügte sich an solchem Nachklang alter Oberherrlichkeit, ohne vorläufig mehr zu verlangen. Denn beide Theile hegten einen gemeinsamen Haß und die gleiche angstvolle Besorgniß. Im Nordosten Deutschlands, auf einem dem Ganzen ursprünglich fremden Boden, in eben so excentrischer Lage wie die Piemonts in Italien, war aus einem bescheidenen Reichsstande das Königreich Preußen erwachsen und drohte sichtlich, immer weiter zu greifen und ihrer Aller Erbe zu werden. Es war ein junger Staat, auf der Kulturbasis der modernen Welt aufgebaut, kräftig geordnet, verständig verwaltet, auch wohl übermüthig seine Bestimmung fühlend. Sie wußten ihm zwar nachzusagen, er sei hinter ihnen weit zurückgeblieben, und wiesen auf seine Rohheit, auf das Junkerthum, den Militärdespotismus, auf die herrschende Legitimität und Pietisterei, den Scheinconstitutionalismus u. s. w. Allein ein Staat, dessen Aufgabe es war, in dieser feindlichen Welt sich durchzusetzen und eine erschlaffte Nation zu regeneriren, mußte wohl mit hartem Sinn das Waffenhandwerk pflegen; das Junkerthum ist in diesem ganz und gar bürgerlich und prosaisch angelegten Volke selbst von ärmlichem und unadeligem Zuschnitt und lange nicht so einschmeichelnd und imponirend und folglich nicht so mächtig und gefährlich, als die Aristokratie im übrigen Deutschland und in Oesterreich, die still und unangefochten das Heft in Händen hält; Legitimismus und Orthodoxie

sind in Preußen unwesentliche, vorübergehende Erscheinungen und constitutionelle Freiheit wäre in Berlin so natürlich, als es religiöser Patriarchalismus in Wien ist. Lange Jahre hielt die Spannung an, ohne offen auszubrechen. Als aber die Frage der Elbherzogthümer, bisher der Tummelplatz antiquarischer Deutschthümelei und mannichfacher, theils unreifer, theils selbstsüchtiger Agitation, zur Entscheidung reifte und plötzlich wie von einer unsichtbaren Hand auf den Boden realer Politik versetzt wurde, da erkannten die Interessenten der Theilung Deutschlands ihren Bestand als gefährdet und entschlossen sich, dem immer näher schreitenden Verhängniß gerade auf den Leib zu rücken. Es sollte Preußen ein für allemal ins Nichts zurückgeschleudert werden und für Deutschland von Neuem die Aera mittelalterlicher Staatsordnung beginnen. War hier die Macht errungen, dann konnte es nicht fehlen, daß auch Italien dem kaiserlichen Scepter verfiel. Aber der neue Staat siegte über den romantischen; Verstand, Wissenschaft und Thätigkeit erwiesen sich stärker, als die gemüthvolle Gefangenschaft des Geistes und leichtsinnig liebenswürdige Sinnlichkeit, die die Bande, in denen sie gefesselt liegt, und die Ränke, durch die sie gegängelt wird, nicht von ferne gewahrt wird. Es war der Triumph zweier organischer Nationalstaaten und der sich an sie knüpfenden Kultur, des italienischen, der sich vollendete, und des deutschen, dessen Vollendung nur noch eine Sache der Zeit ist.

Zwar — wenn es richtig ist, was ein angesehenes Berliner Organ (die Nationalzeitung in Nr. 353 dieses Jahres) mit gerechtem Stolze behauptete: „daß der jedesmalige Gesammtwerth der Völker ganz vornehmlich im Kriege zur Erscheinung kommt," dann scheinen die Hoffnungen, die die Welt auf das neue Italien gesetzt hatte, sehr herabgestimmt werden zu müssen. Vor dem Glanze des preußischen Feldzuges erscheint das, was jenseit der Alpen geleistet wurde, kümmerlich und unzulänglich. Der Tag von Custozza hatte den Rückzug der Armee jenseits des Mincio zur Folge, der von Lissa die Bergung der Flotte in dem Hafen von Ancona, auf dessen Grund das Widderschiff, der „Versenker" (Affondatore), bald nachher selbst versank. die Rothhemden bemühten sich vergeblich, über die hohen Gebirgsstraßen ins Innere von Thyrol vorzudringen. So wäre es denn wahr, daß dies Volk in musicalischer Verweichlichung erschlafft und kriegerischer Anstrengung nicht mehr fähig ist? daß diese Sprache mit ihren Endvocalen und assimilirten Lauten zu weich und umständlich ist, um zu kurzen Kommandoworten zu dienen? daß eine tägliche Sitte, die sich statt der pünktlichen Zeitbestimmung moderner Uhren mit dem poetischen Stundenmaß wie: all' ore due di notte begnügt, zulässig ist, um sich im Kriege des rechten Moments und mit ihm des Erfolges zu versichern? — Dies Urtheil wäre vorschnell und ungerecht. An persönlicher Tapferkeit haben es die Liniensoldaten von Custozza

nicht fehlen lassen; die Kavalleriegeschwader haben sich mit den österreichischen gemessen und sich ihnen sogar überlegen gezeigt. An dem Mangel heldenmüthiger Aufopferung lag es nicht, wenn die Seeschlacht von Lissa mindestens resultatlos blieb. Daß die Freiwilligen in der Giudicaria und auf den Pässen des Stelvio und Tonale sich nicht geschont haben, beweist die große Anzahl Todte und Verwundete in ihren Reihen. Nicht der Kriegsuntüchtigkeit der Race also ist der Mißerfolg zuzuschreiben, sondern vielmehr der unzulänglichen Organisation. Denn eine große Armee ist nicht in einem Tage zu schaffen, sie ist das Werk der Tradition, einer zusammenhängenden Kriegsgeschichte, eines längern militärischen Lebens. Piemont hatte bisher mit tapfern, aber verhältnißmäßig kleinen Heerhaufen das Feld bezogen, die leicht zu übersehen und mit einer Hand zu lenken waren: in der Bewegungs-Mechanik der gewaltigen Truppenmassen eines großen Landes war es ungeübt. Da wollte Nichts recht zusammengreifen, da schwebten die ungeheuren Maschinentheile nicht leicht und sicher einander zu und von einander ab, da traf die Gesammtkraft nicht auf dem einen wohlberechneten Punkte zusammen, wo sie die Entscheidung geben mußte. In einem Zeitalter, wie das unsrige, dem der Eisenbahnen und Telegraphen, wo in wenig Tagen oder Stunden der Massenstoß gesammelter Streitkräfte das Schicksal der Reiche und Völker entscheidet, liegt die Gewähr des Sieges vor Allem in der organisatorischen

Technik im Großen. Bei Custozza stand nur eins der drei Armeekorps, die über den Mincio gegangen waren, der österreichischen Südarmee gegenüber; es hielt während des langen, erstickend heißen Tages den Kampf heldenmüthig aus, aber die beiden übrigen Korps waren fern, auf falscher Fährte oder der Bewegung nicht fähig. Gegen Abend endlich wurde das erschöpfte Korps von einem der beiden andern abgelöst, die Schlacht war nicht verloren (so urtheilte nach Berichten preußischer Agenten Graf Bismarck im Gespräche mit Herrn Vilbort), dennoch aber die Scheu vor so umfassendem Kriegsspiel so groß, daß die ganze Armee über den Grenzfluß zurückging. Die lange Unthätigkeit seitdem — vom 25. Juni bis 4 Juli — war auch dem preußischen Minister ein Räthsel. War schon damals der piemontesischen Camarilla des italienischen Hauptquartiers die allergeheimste Kunde von der bevorstehenden Cession Venetiens zugekommen und wollte sie in Folge dessen gefährliche Wagnisse unterlassen, zumal der Sieg der preußischen Waffen und Benedeks Niederlage damals noch gar nicht ausgemacht war? Oder war die Langsamkeit auch hier nur das Symptom der mangelnden Organisation? — In der Seeschlacht von Lissa trat dasselbe Verhältniß zu Tage. Der Eifer des Einzelnen, dem Feinde auf den Leib zu rücken, die rasche Leidenschaft im Schießen, die Lust zu entern, die Gewandtheit im Wenden, wie sie im Galeerenkampf sich geltend machte, diese individuelle Fechtart genügt bei

den Kolossen neuerer Schiffsbaukunst und ihrer ungeheuren Armatur nicht mehr. Ein Land, wie Italien, wo die große Industrie nicht entwickelt ist, wo die Hochöfen, die den Menschen an Feuer und Eisen gewöhnen, die Hammer- und Hüttenwerke, die das Element bändigen lehren, noch fehlen, ein solches wird auch die ungeheuren Geschosse, die es selbst nicht gegossen und gebohrt hat, nicht mit der nöthigen kalten Aufmerksamkeit, ohne Voreiligkeit wie ohne Säumniß, anwenden und zurückhalten. Bei Lissa wurde zwar heldenmüthig gekämpft, aber nicht planmäßig manövrirt, übereilt geschossen und der Vortheil der mächtigen Bewaffnung nur halb benutzt. Mit einem Wort, die Italiener haben noch nicht Zeit gehabt, sich auf den Fuß der Großmacht gewohnheitsmäßig einzurichten, denn was wollen fünf bis sechs Jahre gegen die Schwierigkeiten, die der Neubildung entgegenstanden, bedeuten? — Was die Garibaldiner betrifft, so hat wohl kein Kriegsverständiger erwartet, daß ihre Mitwirkung schwer in die Wagschale fallen würde. Ein Freischaarenzug ist schön im Wirthshaus, beim Glase Wein, pflegt aber beim ersten Zusammentreffen mit regulären Truppen wie eine Seifenblase zu zergehen. Die geringste Befestigung und Verschanzung hält den poetischen Siegeslauf auf; die mangelnde Verpflegung und Ambulanz hat bald Noth und Elend im Gefolge, lockert die Disciplin und kühlt die Begeisterung ab. Kaum haben die malerisch costümirten, liederreichen jungen

Helden die natürliche erste Pulverscheu überwunden, da pflegt durch große Schlachten der Armeen in der Ebene der Krieg entschieden zu sein oder wenigstens auf einen andern Schauplatz sich zu wälzen. Wo waren dieses Jahr auch in Deutschland die Sänger, Turner, Schützen, deren Treiben uns in der Friedenszeit so angenehm beschäftigte? Der Sturmschritt der Ereignisse ließ ihnen wohl kaum Zeit, die Feder an den Hut zu stecken und sich von der ersten Betäubung zu erholen. Auch Garibaldis Schaaren hatten kaum begonnen, das Klettern, richtige Schießen u. s. w. zu lernen und die zwecklose Tollkühnheit abzulegen, da gebot ihnen der Waffenstillstand heimzuziehen und die mühsam erstrittenen Thäler und Engpässe zu verlassen. Kein Wunder, daß die Schnelligkeit der preußischen Waffenerfolge bei den Italienern statt Freude, vielmehr eine Art Bedauern erregte: der Krieg war geendigt, ehe sie sich noch in Positur gesetzt, und Venetien war geschenkt, nicht erarbeitet.

Freilich, wäre ihnen bei Custozza das Kriegsglück hold gewesen, so hätte Italien als anerkannte Großmacht in der Reihe der übrigen Platz genommen. Aber vielleicht wäre diese Macht nur eine hohle gewesen, vielleicht hätte sie dazu verführt, statt mit bescheidenem Fleiß wesentliche, aber unscheinbare Aufgaben zu lösen, dem verderblichen Trugbilde der Vergrößerung und des Ruhmes nachzujagen. Wie der phantasirende Jüngling beim Eintritt in die Welt von dem stumpfen

Widerstand der Dinge schmerzlich betroffen, aber eben dadurch heilsam erzogen wird, so wird auch die Niederlage im Felde das italienische Volk zu der nöthigen sittlichen und intellectuellen Selbstbesinnung führen. Es wird erkennen, wie leicht die rhetorische Phrase sich rundet, wie wenig es kostet, im Kaffeehause das Land und die Welt neu zu construiren oder irgend ein glorreiches Schattenspiel im Theater mit begeisterter Acclamation zu begrüßen, wie viel Ernst und Geduld aber erfordert wird, z. B. das häusliche Leben und den Unterricht zu heben, oder Fahrlässigkeit und Unterschleif im Beamtenstande auszurotten, oder dem Landbebauer Kapital und verbesserte Werkzeuge zu schaffen und ihm die abergläubischen Vorurtheile in Ausübung und Einrichtung seines Tagewerkes zu nehmen. Eine fortwährende Mahnung und Quelle der Selbsterkenntniß liegt auch in dem Zustande der Finanzen. Hier offenbart sich handgreiflich, wie viel Schäden das sociale Leben aus der alten Zeit in die neue mit herübergebracht hat. Da die ökonomische Gesetzgebung des Königreichs auf durchaus correkten Grundsätzen ruht, da der mäßige Zolltarif, indem er den freien Handel begünstigt, zugleich der innern Production verstattet, sich gesund und naturgemäß zu entwickeln, da alle Binnenzölle, Zünfte, Monopole gefallen sind und Einheit und Einfachheit der Münze und das sich vollendende Eisenbahn- und Telegraphennetz den Verkehr und Austausch begünstigt, während unter der Herrschaft

einer unbeschränkten Preßfreiheit kein Gebrechen und kein Mißbrauch sich lange verborgen halten kann, — so wird es nur an der Nation selbst liegen, durch Fleiß und Unternehmungsgeist die Nationalmittel zu vermehren und so von innen heraus eine wirkliche Großmacht zu werden. Hat Italien keine schwarzen Diamanten, wie England, so hat es dafür mehr Sonne, die in mancher Beziehung, wie einsichtige Engländer selbst geurtheilt haben, für jede unterirdischen Schätze Ersatz leistet. Das Meer ist überall nahe, von den Apenninen stürzen zahlreiche Wasser, geeignet Räder zu treiben und Maschinen zu bewegen. Das Heer auf das Nothdürftigste zu reduciren, ist eine dringende, von Allen anerkannte Nothwendigkeit. Die Finanzen fordern die Entwaffnung gebieterisch. Wäre dem nicht so, so könnte man von einem andern Gesichtspunkt aus die Verkürzung des Militärstandes nur bedauern. Die Armee war nicht bloß ein wirksames Bindemittel der verschiedenen in Local- und Provinzialgeist und oft in gegenseitiger Abneigung befangenen Landschaften, sie war auch eine wie auf das italienische Naturell berechnete Schule überhaupt. Diese straffe Pünktlichkeit, diese wortkarge Kürze und zusammengefaßte Haltung, der Pedantismus der Reinlichkeits-, Montirungs- und Gehorsamsregeln, überhaupt der rauhe positive Geist, der von dem Soldatenhandwerk unzertrennlich ist, mußte auf den spielenden, zwischen Leidenschaft und Apathie hin und her schwankenden, in liebens-

würdigem Gewährenlassen gegen sich und Andere nachsichtigen Süditaliener wie ein Stahlbad wirken. Auch die Civil-Administration konnte von der Armee her nur wohlthätige Einflüsse erfahren: die Technik beider ist verwandt; auch die Verwaltungsorgane bedürfen derselben Eigenschaften, die der Soldat im Dienste erwirbt, und grade dem italienischen Beamtenstande war unbeugsame Wachsamkeit und raschere expeditive Praxis zu wünschen. Mit der nahe rückenden römischen Frage wird sich übrigens eine neue Quelle politischer Schwierigkeiten öffnen. Sollte Rom nebst Umgegend an Italien fallen — etwa so, daß dem Papste außer einem Jahrgehalte die leoninische Stadt auf dem rechten Tiberufer verbliebe —, so würde manche Million aufzuwenden sein, ehe der moderne Staat in der ewigen Stadt auch nur die ersten Anknüpfungspunkte fände. Die Centralorgane, in diese greisenhafte, entnervte Sphäre versetzt, würden ihrem Einfluß sich nicht entziehen können. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wo eine Regierung ihren Sitz hat und an welchem Orte die berathenden Volksvertreter tagen. Je weiter der Mittelpunkt nach Süden rückt, desto mehr, sollte man meinen, muß von der moralischen Energie und der bürgerlichen Erwerbsamkeit des Nordens für das Ganze verloren gehen. Die übrigen Theile des Reiches müßten Jahrelang die Steuern aufbringen, die zur Umwandlung dieser ihrer öden Hauptstadt und ihres unproductiven Gebietes erforderlich wären. Wie

viel Arbeit, Kosten und Verwirrung würde allein die Herstellung der für den Hof und die Regierung in der verfallenen, kirchenreichen Stadt nöthigen Bauten, die Schadloshaltung für die unzähligen Träger geistlicher Aemter, die Cultivirung und Bepflanzung der Campagna verursachen! Von diesen Schwierigkeiten erschreckt haben Manche in der That angerathen, auf die Ruinenstätte Rom und die umliegenden Raub- und Bettelnester lieber zu verzichten und den Priester dort, wie bisher, seine Jubiläen feiern und seinen Syllabus herbeten zu lassen. Allein dies ist offenbar nicht möglich. Die Einheit Italiens ist nicht entstanden in der Abstraction von der Vorzeit, die nationalen Erinnerungen waren vielmehr ein mächtiger Hebel dazu. Alle andern Städte Italiens, so schön jede in ihrer Art auch sein mag, haben doch nur individuelle Bedeutung und locale Physiognomie: Rom allein ist die neutrale, umfassende Weltstadt, einzig dazu angethan, das Bündel zusammenzuhalten und dem Werke das Siegel der Dauer und zugleich der Größe aufzudrücken. Er wird und muß also kommen, der Tag der Trauer, wo der stille elegische Zauberhauch, der die sieben Hügel und die von ihnen getragenen Säulen, Bogen und Giebel und das vor den Thoren sich ausbreitende einsame Gefilde umweht, dem gemeinen Lärm moderner Staatsverrichtungen weicht, wo befehlshaberische Civil- und Militäruniformen, grade Linien, Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei, vielleicht gar

rauchende Schlote die reizenden Scenen des Volkslebens und die idealen Landschaftsbilder entheiligen. Schon jetzt hat sich die widerwärtige Eisenbahn nach Rom gewagt, Philosophie und Naturwissenschaft lassen sich nicht mehr zurückhalten. Die Bauten und Schöpfungen des Jahrtausends der Priesterherrschaft werden eine zweite Ruinenwelt bilden, neben der sich eine neue Zeit ansiedelt, und Rom wird wieder einmal zerstört werden, um einen dritten Lebensabschnitt zu beginnen und ein anderes Antlitz zu tragen!

Es ist der italienischen Revolution oft der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre Erfolge nur fremder Hülfe verdanke, und Uebelwollende haben sogar höhnisch behauptet, das Land habe nur den Herrn gewechselt und ein Joch mit dem andern, das österreichische mit dem französischen, vertauscht. Allein abgesehen von der Uebertreibung, die in den letzten Worten liegt, so ist der ganze Gesichtspunkt ein falscher. Die Nationen leben nicht als natürliche Feinde neben einander, sondern vielmehr in engster Solidarität des Wohles und Wehes. Wenn im Ringen nach dem Gute der Freiheit und Kultur die eine der andern die helfende Hand reicht, so kann das weder der letztern Schande bringen, noch für die erstere ohne wohlthätige Rückwirkung bleiben. Sollten einst die Interessen des Fortschritts oder der Selbsterhaltung die Isolirung fordern, so wird es wohl auch Italien verstehen, im gegebenen Momente die Welt durch Un-

dankbarkeit in Erstaunen zu setzen. Im Uebrigen ging zwar nicht der erste Waffenstoß, der die Ketten sprengte, von Italien aus, wohl aber war die Errichtung und Vollendung der nationalen Einheit das eigene Werk der Italiener. Kaum gab der Abzug der feindlichen Truppen und der einheimischen Despoten dazu Raum, so stand das Volk einmüthig auf und decretirte seinen Anschluß. Nirgends ein Kampf der Unitaristen mit dem Particularismus, eine Partei des Alten oder ein Zwiespalt der Meinungen. Die Bande der Gewohnheit, die Motive persönlichen Vortheils oder der Anhänglichkeit an die gestürzten Fürstenhäuser waren wie nicht vorhanden, oder verschwanden fast spurlos in dem Strom des allgemeinen Gefühles. Die Lombardei, die Herzogthümer, die Romagna, Toskana unterwarfen sich ohne Widerspruch dem piemontesischen Statuto, obgleich die daran sich knüpfenden Gesetze zum Theil unvollkommner waren, als die bei den Annectirten seit lange geltenden. Die Hauptstädte jammerten nicht um den Verlust des Hofes und der Garnison und der damit verbundenen Nahrung und festlichen Unterhaltung. In der langen Zwischenzeit, die vom ersten Aufstand bis zur gesetzlichen Vereinigung verfloß, während welcher Neid und Groll des Auslandes und Intrigue und Verläumdung der Emigranten und Jesuiten ihr Möglichstes thaten, die Umwandlung heimlich zu stören, und durch ganz Europa zu verrufen, trat auch nicht ein Symptom der Reue

oder der Reibung hervor. Die Steuern stiegen, das Neue lastete oft schwer, die piemontesischen Commissäre verfehlten oft das Richtige, manches Unglück z. B. die Krankheit der Seidenraupen brach ein, dennoch ergaben die wiederholten Abstimmungen stets das gleiche, an Einstimmigkeit grenzende Resultat. In wie fern diese Vorgänge frivol und unsittlich wären, und warum die Annexion in diesem Sinne ein romanischer, d. h. also ein dem germanischen Gefühl widerstrebender, und mit der Würde des Germanen unvereinbarer Begriff sein sollte (wie Hr. Prof. Gneist vor Kurzem auf der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses behauptete), vermögen wir nicht einzusehen. Vielmehr, wenn so Vieles in Preußen und Deutschland den Italienern als Vorbild entgegengehalten werden kann, zur Beschämung und zur Nacheiferung — z. B. die Reinlichkeit und Ordnung in den Häusern des norddeutschen Bürgerthums, — so kann umgekehrt Italien mit Stolz auf die Art hinweisen, wie die politische Einheit dort, und wie sie in Deutschland sich vollzogen hat. Jahrelang ist vom Schwarzwald bis zur Nord- und Ostsee das Lied von des Deutschen Vaterland gesungen worden, aber es war offenbar nicht ernst gemeint. So lange das einige Deutschland in den Wolken schwebte, waren Alle dafür begeistert; so wie es begann, sich auf die Erde herabzulassen, sträubten sich Gewohnheit, Eigennutz und Localgeist gegen die unwillkommene Veränderung. Niemals hat sich der Adel

von Toskana mit thränenreichen Adressen nach Turin gewandt und unter Anrufung des heiligen Gefühles der Treue um Erhaltung des Großherzogs oder wenigstens des Erbprinzen gefleht; dem abgezogenen Herzog von Modena hat Niemand mitleidig nachgeseufzt und seine Tyrannei, da er fehlte, schnell vergessen, auch Blumen bereit gehalten, sein etwa rückkehrendes Heer zu bekränzen; Niemand in der Romagna oder in Parma hat vor dem Anschluß kleinliche Vorbehalte wegen Belassung des Gerichtswesens oder der Gemeindeordnung u. s. w. gemacht und niemals ist es der Stimmung der Gemüther gegenüber nöthig geworden, den Rechtstitel der Eroberung geltend zu machen. Deutschland bis zur Mainlinie steht etwa wie Italien vor dem Garibaldizug nach Sicilien und Neapel. Wie nach einer oft ausgesprochenen Behauptung erst bei Terracina der eigentliche Süden beginnt und wie derjenige, der diese Grenze nicht überschritten hat, das wahre Hesperien noch gar nicht kennt, so ist auch das ächtere, schönere Deutschland, das Land des Weines, der Berge und Thäler, der freundlichen Sitte und naiven Sprache erst im sogenannten „Reiche“ zu finden. Nun haben zwar Neapolitaner und Piemontesen, diese so verschiedenen Naturen, öffter im Stillen und auch öffentlich gegen einander gemurrt, niemals aber ist es den erstern eingefallen, die durch Garibaldi improvisirte Annexion etwa an der Stimmurne nicht zu ratificiren oder später auf Abfall zu sinnen. Es

ist klar, daß von der Bevölkerung Süddeutschlands ein Gleiches nicht zu erwarten ist. Was den Hannoveranern und Sachsen schwer wird, — die Absorption durch Preußen, — das ist den Schwaben und Baiern erst recht unmöglich. So behält Hr. v. Bismarck doch Recht, daß die Deutschen nur durch Blut und Eisen, d. h. auf dem Wege der Gewalt zu einigen sind? So ist in Deutschland der Drang nach Aufrichtung eines deutschen Staates und Erwerb eines Vaterlandes noch kein allbeherrschendes Gefühl, wie in Italien? Einen mächtigen Hebel freilich hat der kühne Minister anzulegen versäumt — oder an der Stelle, wo er stand, versäumen müssen, — das Königreich Preußen nicht bloß als Musterstaat der Verwaltung und Kriegsorganisation, sondern auch der politischen und idealen Gedankenfreiheit hinzustellen, und so das Werk der Waffen vorzubereiten und zu ergänzen. Auch darin war Graf Cavour, der ebenfalls ursprünglich der conservativen Partei angehörte, einsichtiger oder glücklicher und der piemontesische Hof, obgleich der allerlegitimsten Abkunft, jugendlicher. Das schlecht verhehlte absolutistische Regiment hat nur zur Folge gehabt, daß jetzt die europäischen Völker der Constituirung Deutschlands, wenn nicht feindselig, so doch mit sehr gemischter Empfindung zuschauen. Noch ist es auch darin nicht durchaus zu spät, oder vielmehr der Verwickelungen, Aufgaben und Gefahren sind noch so viele, daß die Leiter des Werkes willig oder unwillig auf

diesen Weg werden gedrängt werden. Wie durch Zauber würden dann eine Menge Hindernisse fallen, die jetzt gewaltsam hinweggeräumt werden müssen und doch nächstens wieder sich aufrichten können. Das Bündniß mit Italien, das nach den Erklärungen beider Regierungen fortbestehen, ja noch inniger werden soll, kann den zögernden Entschlüssen in dieser Richtung nur zu Hülfe kommen. Wenn mit dem Banner der Nationalität die modernen Ideen selbst in die Thore des alten Rom herrschend eingezogen sein werden, wie sollte da Berlin, die Hauptstadt des protestantischen Deutschlands, die Erbin Wittenbergs, dem Geiste des Jahrhunderts nicht vollen, unbeschränkten Einlaß gewähren? In der Münchener Neuen Pinakothek hängt ein Bild von Overbeck: zwei schöne Frauen, die sich die Hand reichen, vom Künstler Italia und Germania genannt; aber es ist in frommem romantischem Sinne gedacht, und kann darum nicht vorbedeutend sein und das Herz des Beschauers nicht ergreifen. Denn nicht zu träumerischer Versenkung in die Vergangenheit soll der Bund geschlossen sein, sondern zu gegenseitiger Ermuthigung auf dem schwierigen Wege der Wiedergeburt, zu gemeinsamem Widerstande gegen die noch immer mächtige, auf Wiederherstellung und Auflehnung sinnende Reaction.

Anfang September 1866.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hehn, Victor,

Italien Ansichten und Streiflichter

St. Petersburg 1867

44.1089
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703741-0